DER BRENNER

HERAUSGEBER LUDWIG FICKER

*VI. FOLGE * HEFT 5*

Das achtzehnte Kapitel der Offenbarung Johannis

Ferdinand Ebner: Wort und Menschwerdung

Sören Kierkegaard: Tagebücher (III)

Theodor Haecker: Übersicht

Anton Santer: Stoische Episode
(Zweiter Teil: Das Bergland)

Carl Dallago: Das Christliche und das Soziale

* *JUNI 1920* *

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

DER BRENNER

HERAUSGEBER LUDWIG FICKER

erscheint in zwanglosen Folgen zu 10 Heften, jedes Heft im Umfang von ca. 80 Seiten. / Die Hefte folgen einander in einem Abstand von ungefähr 1½ bis 2 Monaten. / Die ganze Folge von 10 Heften kostet bei Vorausbestellung K 40.— (Mk. 30.—), die halbe Folge von 5 Heften K 22.— (Mk. 16.—). / Preis des Einzelheftes K 5.— (Mk. 3.50). / Die Preise verstehen sich ohne jeweiligen Teuerungsaufschlag. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Brenner-Verlag, Innsbruck.

SCHRIFTLEITUNG: INNSBRUCK-MÜHLAU 102

Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung unverlangter Rezensionsexemplare verbeten, da für deren Besprechung keine Gewähr übernommen wird. Alle Rechte vorbehalten.

MITTEILUNG DES VERLAGS

Die enorme Steigerung der Herstellungskosten zwingen uns, für neu eintretende Abonnenten des „Brenner" innerhalb Oesterreichs neue Bezugsbedingungen festzusetzen. Mit Erscheinen des vorliegenden Heftes, das den ersten Halbband der sechsten Folge abschließt, kostet demnach:

der Nachbezug der ersten halben Folge (Heft 1—5) . . K 30.—,
der Vorausbezug der zweiten halben Folge (Heft 6—10) K 30.—,
der Gesamtbezug somit im gegenwärtigen Zeitpunkt . . K 60.—,
das Einzelheft . . . . . K 6.50,

dazu bei direktem Bezug vom Verlag der bisher übliche Teuerungszuschlag von 20%. Für Deutschland und das übrige Ausland bleiben die bisherigen Preise in Kraft.

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

INHALT DER VORIGEN NUMMER, VI. FOLGE, HEFT 4 (APRIL 1920):

Ferdinand Ebner: Das Wort und die geistigen Realitäten / Friedrich Hölderlin: Patmos / Sören Kierkegaard: Tagebücher (II) / Theodor Haecker: Wandel der Tragik / Anton Santer: Stoische Episode (Erster Teil: Wien) / Carl Dallago: Wider Hanswurst / Ludwig Ficker: Nachtrag

DAS ACHTZEHNTE KAPITEL DER OFFENBARUNG JOHANNIS

(Luther)

Und darnach sahe ich einen andern Engel niederfahren vom Himmel, der hatte eine große Macht, und die Erde ward erleuchtet von seiner Klarheit;

2. Und schrie aus Macht mit großer Stimme, und sprach: Sie ist gefallen, sie ist gefallen, Babylon, die große, und eine Behausung der Teufel geworden und ein Behältniß aller unreinen Geister und ein Behältniß aller unreinen und feindseligen Vögel.

3. Denn von dem Wein des Zorns ihrer Hurerei haben alle Heiden getrunken, und die Könige auf Erden haben mit ihr Hurerei getrieben, und ihre Kaufleute sind reich geworden von ihrer großen Wollust.

4. Und ich hörte eine andere Stimme vom Himmel, die sprach: Gehet aus von ihr, mein Volk, daß ihr nicht teilhaftig werdet ihrer Sünden, auf daß ihr nicht empfanget etwas von ihren Plagen.

5. Denn ihre Sünden reichen bis in den Himmel, und Gott denkt an ihren Frevel.

6. Bezahlet ihr, wie sie euch bezahlet hat, und macht es ihr zwiefältig nach ihren Werken; und mit welchem Kelch sie euch eingeschenket hat, schenket ihr zwiefältig ein.

7. Wie viel sie sich herrlich gemacht und ihren Muthwillen gehabt hat, so viel schenket ihr Qual und Leid ein. Denn sie spricht in ihrem Herzen: Ich sitze, und bin eine Königin, und werde keine Witwe sein, und Leid werde ich nicht sehen.

8. Darum werden ihre Plagen auf Einen Tag kommen, der Tod, Leid und Hunger; mit Feuer wird sie verbrannt werden; denn stark ist Gott, der Herr, der sie richten wird.

9. Und es werden sie beweinen, und sie beklagen die Könige auf Erden, die mit ihr gehuret und Muthwillen getrieben haben, wenn sie sehen werden den Rauch von ihrem Brande;

10. Und werden von ferne stehen vor Furcht ihrer Qual, und sprechen: Wehe, wehe, die große Stadt Babylon, die starke Stadt! Auf Eine Stunde ist dein Gericht gekommen.

11. Und die Kaufleute auf Erden werden weinen und Leide tragen über sie, weil ihre Waare Niemand mehr kaufen wird,

12. Die Waare des Goldes und Silbers und Edelgesteins und die Perlen und Seide und Purpur und Scharlach und allerlei Thinenholz und allerlei Gefäß von Elfenbein und allerlei Gefäß von köstlichem Holz und von Erz und von Eisen und von Marmor.

13. Und Zimmet- und Räuchwerk und Salbe und Weihrauch und Wein und Oel und Semmel und Weizen und Vieh und Schafe und Pferde und Wagen und Leiber und Seelen der Menschen.

14. Und das Obst, da deine Seele Lust an hatte, ist von dir gewichen, und Alles, was völlig und herrlich war, ist von dir gewichen, und du wirst solches nicht mehr finden.

15. Die Kaufleute solcher Waare, die von ihr sind reich geworden, werden von ferne stehen vor Furcht ihrer Qual, weinen und klagen,

16. Und sagen: Wehe, wehe, die große Stadt, die bekleidet war mit Seide und Purpur und Scharlach, und übergoldet war mit Golde und Edelgestein und Perlen!

17. Denn in einer Stunde ist verwüstet solcher Reichthum. Und alle Schiffherren und der Haufe, die auf den Schiffen handthieren, und Schiffleute, die auf dem Meer handthieren, standen von ferne,

18. Und schrieen, da sie den Rauch von ihrem Brande sahen, und sprachen: Wer ist gleich der großen Stadt?

19. Und sie warfen Staub auf ihre Häupter, und schrieen, weineten und klagten, und sprachen: Wehe, wehe, die große Stadt, in welcher reich geworden sind Alle, die da Schiffe im Meer hatten, von ihrer Waare! Denn in Einer Stunde ist sie verwüstet.

20. Freue dich über sie, Himmel, und ihr heiligen Apostel und Propheten; denn Gott hat euer Urtheil an ihr gerichtet.

21. Und ein starker Engel hob einen großen Stein auf als einen Mühlstein, warf ihn in's Meer, und sprach: Also wird mit einem Sturm verworfen die große Stadt Babylon, und nicht mehr erfunden werden.

22. Und die Stimme der Sänger und Saitenspieler, Pfeifer und Posauner soll nicht mehr in dir gehöret werden, und kein Handwerksmann einiges Handwerks soll mehr in dir erfunden werden, und die Stimme der Mühle soll nicht mehr in dir gehöret werden;

23. Und das Licht der Leuchte soll nicht mehr in dir leuchten, und die Stimme des Bräutigams und der Braut soll nicht mehr in dir gehöret werden; denn deine Kaufleute waren Fürsten auf Erden; denn durch deine Zauberei sind verirret worden alle Heiden;

24. Und das Blut der Propheten und der Heiligen ist in ihr erfunden worden, und aller derer, die auf Erden erwürget sind.

FERDINAND EBNER:
WORT UND MENSCHWERDUNG

Jedem persönlichen Verhältnisse liegt das Verhältnis des Ichs zum Du zugrunde. Daß der Mensch ein solches zu Gott hat und haben soll, macht die Geistigkeit seiner Existenz aus. Im Verhältnis zu Gott, in dem sein Ich aus der den geistigen Tod bringenden Einsamkeit heraustritt, „realisiert" sich sein geistiges Leben. Das Ich hat keine „absolute" Existenz, denn es existiert nur im Verhältnis zum Du. Dessen Objektiv-im-Wort-Gegebensein entspricht sein „subjektiver" Bestand in der Liebe; sodaß also das Wort und die Liebe in ihrem geistigen Grunde zusammengehören. Das Wort in der Aktualität seines Ausgesprochenwerdens setzt das Du voraus, und da dieses im letzten Grunde Gott ist, so heißt das nichts anderes als daß die Existenz des Menschen in ihrer Geistigkeit die Existenz Gottes zur Voraussetzung hat; mit anderen Worten: daß der Mensch von Gott geschaffen wurde. Von Gott, der als Geist eine „reale", nicht nur eine in der Idee des Göttlichen gedachte und erträumte Existenz hat.

Gott aber schuf den Menschen, indem er zu ihm sprach. Er schuf ihn durch das Wort, in dem das Leben war, und das Leben war das Licht der Menschen, wie es im Introitus des Johannesevangeliums heißt. Gott schuf den Menschen heißt nichts anderes als er sprach zu ihm. Er sprach ihn schaffend zu ihm: Ich bin und durch mich bist Du. Indem Gott so zu ihm sprach und durch das Wort in der Göttlichkeit seines Ursprungs das Ich, es in seiner Beziehung zum Du schaffend, in ihn hineinlegte, wurde der Mensch seiner Existenz und ihres Verhältnisses zu Gott sich bewußt. Und so ist in sein Wesen hinein von Grund aus, jedoch nicht als eine Angelegenheit des Verstandes, sondern als Imperativ zum Glauben, das Bewußtsein von der Existenz Gottes gelegt — in unsrer ganzen Existenz liegt, wie Hamann sagt, der Grund der Religion — obgleich dieses Bewußtsein dann nach dem Abfall von Gott sich wieder verdunkelte.

Nichts anderes ist es als die Sprache, in der Tiefe ihres Wesens verstanden; nichts anderes als die geistige Tatsache des „Worthabens", worin der Mensch sein heimliches Wissen um Gott hat, was er freilich bei dem Mißbrauch, den er mit der göttlichen Gabe des Worts und der Sprache treibt, nicht erkennt. Das göttliche Wort, das den Menschen schuf und ihm geistig die Sprache gab, richtete seinen Körper auf, sodaß er nun auch anatomisch zu ihr befähigt ist, machte seine Hand frei und wandte seinen Blick zum Himmel empor. Man wird freilich in unsrer Zeit sagen, das alles sei nicht „wissenschaftlich" gedacht und gesprochen. Gewiß ist es das nicht. Wann aber könnten jemals die Wahrheiten des geistigen Lebens „wissenschaftlich" gedacht und ausgesprochen werden? Ein Zugeständnis jedoch mag man sogar dem Ungeist dieser Zeit machen: ob Gott den Menschen durch das Wort gemäß der biblischen Vorstellung in einen Erdklumpen hinein erschuf oder einen höchstentwickelten Affen, ist am Ende gleichgültig.

In der Geistigkeit seines Ursprungs in Gott war der Mensch nicht „erste", sondern „zweite Person" — die erste war und ist Gott. Und hier drückt dieses „erste" und „zweite" tatsächlich die geistige Rangordnung aus, im Gegensatz zu seinem grammatikalischen Gebrauch. Er war die von Gott „angesprochene Person", das Du des ihn schaffenden göttlichen Wortes. Weil es aber Gott selbst war, der sprach, so ist das Du nicht, was es in seinem letzten Grunde sonst immer ist, Gott, sondern eben der Mensch. Hier also, als im einzigen Falle, gilt das perspektivische Gesetz für die Auffassung des Geistigen im umgekehrten Sinne.

Es kommt gar nicht darauf an, das „Dasein Gottes" objektiv zu beweisen. Kein Beweis, zu dem übrigens der Mensch nur im Müssiggang seines inneren Lebens die Zeit fände, angenommen auch, er gelänge logisch widerspruchslos und brauchte eine logisch ebenso unwiderlegliche „Antithesis" nicht zu fürchten; kein Beweis träfe die reale Existenz Gottes, denn er würde in der Icheinsamkeit des menschlichen Lebens und Denkens geführt, also abseits von den Realitäten des geistigen Lebens. Ist aber der Mensch einmal aus dieser Einsamkeit des Ichs heraus und in ein Verhältnis zum Du, zu Gott, getreten, dann fragt er auch

nicht mehr nach Beweisen. Nicht diese jedoch in ihrer „Objektivität" treiben ihn aus seiner Einsamkeit heraus, sondern die Besinnung auf sich selbst in der „persönlichen Entscheidung" des Glaubens tut es. Wenn die Narren sind, schrieb Hamann an Jacobi, die in ihrem Herzen das Dasein Gottes leugnen, so kommen mir die noch unsinniger vor, die selbiges erst beweisen wollen. Zum in erkenntnistheoretischer Hinsicht Unzulänglichen und, was das wahre geistige Leben des Menschen betrifft, sogar Bedenklichen jedes Gottesbeweises kommt noch seine Ueberflüssigkeit, die sich in einem höchst beachtenswerten Umstande zeigt. Die personale und in dieser Personalität „konkrete", nicht bloß abstrakt gedachte Existenz des Ichs nämlich kann nicht anders als „persönlich", vom Ich selber in der Aussage des Satzes „Ich bin" behauptet werden. Anders verhält es sich mit der Existenz des Du im Satze „Du bist". Denn in dessen aktueller Aussage wird diese gar nicht erst behauptet, sondern — wie schon im Aussprechen des Satzes „Ich bin" — als die Möglichkeit einer Aussage überhaupt geistig bereits vorausgesetzt. Man muß nun auch hier wieder im Auge behalten, daß das wahre Du des Ichs Gott ist; daß der Mensch also, wenn er seine eigene Existenz in der Selbstbewußtheit des Satzes „Ich bin" behauptet, insgeheim Gott voraussetzt. Ist er sich aber dessen nicht bewußt, so beweist das nur, daß er in dem Satze „Ich bin", daß er in der Selbstbewußtheit seiner Existenz sich selbst einfach nicht versteht, und das aber heißt, daß diese Selbstbewußtheit nur eine scheinbare ist. Im ersten Kapitel des Johannesevangeliums kommt einmal die Wendung „an den Namen Gottes glauben" vor. An den N a m e n Gottes, heißt es da, nicht an Gott schlechtweg glauben. Dem tieferen Sinn dieser Wendung kommt nun gerade das deutsche Wort Gott — zur Sanskritwurzel *hu* = Götter anrufen — entgegen. An den Namen Gottes glauben heißt an Gott als das angerufene Wesen glauben, als die „angesprochene Person", als das Du eben des Ichs im Menschen; mit anderen Worten: an seine persönliche Existenz. Die Wendung „an den N a m e n Gottes glauben" betont aber auch die Beziehung des Glaubens zum Wort. Und wirklich ist ja aller Glaube in seinem letzten und tiefsten Grunde Glaube an das „Wort".

Die Realität Gottes ist uns nicht in irgend einem versteckten, nur dem logischen Scharfsinn und der Spitzfindigkeit eines Metaphysikers oder Theologen zugänglichen Winkel der menschlichen Vernunft, sondern in nichts anderem verbürgt — hierin aber unerschütterlich — als in der Tatsache, daß das Ich im Menschen auf ein Verhältnis zum Du, außerhalb dessen es gar nicht existierte, angelegt ist; und dann, worin dieses Verhältnis lebendig zum Ausdruck kommt — im Wort und in der Liebe: in jenem, das uns von Gott gegeben ist, in dieser, deren uns durch das Wort gegebene Forderung wir im Leben zu erfüllen haben; im Wort, das uns zum „Hörer", in der Liebe, die uns zum „Täter" des Wortes macht.

*

Mit dem Atheismus hat es eine merkwürdige Bewandtnis. Streng genommen kann man niemals so recht an ihn glauben. Gibt es denn einen absolut gottlosen Menschen? Könnte der existieren ? Da doch der Mensch von Gott geschaffen ist und seine Existenz, selbst in ihrer ja immer nur relativen Gottlosigkeit, Gott voraussetzt und an und für sich, mag sie sich auch noch so gottlos gebärden, das „Gottesverhältnis" in sich begreift. Der Glaube, sagt Hamann — und hat er etwa irregeredet, wie ein Kind geredet, das nicht recht weiß, wovon es spricht? — der Glaube gehört zu den natürlichen Bedingungen unserer Erkenntniskräfte und zu den Grundtrieben unserer Seele. Aber nicht nur unser Erkennen ruht auf ihm, sondern vor allem unser Leben, unsere ganze Existenz. Wir leben alle von der Gnade Gottes und es gibt gar keinen Menschen, der nicht im Innersten seines Gemüts um Gott wüßte, an Gott glaubte. Aber andere gibt es wieder, die auf die göttliche Gnade nicht vertrauen können, die insgeheim nicht zu leben wissen und darum an ihrer inneren Hilflosigkeit im Geheimen, verborgen vor den Augen aller Menschen, fortwährend leiden. Und die gehen dann auch hin und verleugnen — nicht Gott etwa, aber ihren Glauben an Gott, der ihnen zur Not und Qual wird. Sie verleugnen ihn schließlich vor sich selbst. Wer sagt und sich vorsagt, er glaube nicht an Gott, der verleugnet, was in der Tiefe seines Bewußtseins liegt und dessen Grund und Kern ausmacht. Und wer

voll Genugtuung die Nichtexistenz Gottes durch Wissenschaft und Philosophie erwiesen meint, den — drückt ein schlechtes Gewissen. Vielleicht gibt es sogar keinen, der nicht doch im verstecktesten und ihm selber am meisten versteckten Winkel seines Herzens auf die Gnade Gottes vertraute. Denn wir leben nicht nur von ihr, sondern auch vom Glauben an sie. In dem Augenblick, wo einer absolut aufhörte an Gott zu glauben und auf die göttliche Gnade zu vertrauen, da wäre es auch, als ob sein Inneres entzweirisse und in Trümmer ginge — in diesem Augenblicke hörte der Mensch auf zu existieren. Die Gottlosigkeit so mancher menschlichen Existenz ist nichts als ein Mißverständnis, auf dem freilich die Schuld des Menschen lastet. Es ist wahr: der Mensch vergißt es ungemein leicht, daß er im Innersten seines Gemüts an Gott glaubt, und es gibt wohl manche, die das im Zustande geistiger Zerstreutheit nicht nur gleichsam unwillkürlich vergessen, sondern es vergessen wollen — was natürlich nicht geht. Und diese bringen dann bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit ihren Atheismus an, der ganz einfach nur eine falsche Aussage ist und niemals ohne einen Zug des „Demonstrativen". Wann aber wird denn der Mensch demonstrativ? Wenn er sich und den andern etwas vormachen will. Selbstverständlich steckt hinter der atheistischen Gebärde — und Atheismus ist immer nur Gebärde — die „Verzweiflung". Alles Verzweifeltsein aber ist Undankbarkeit des Menschen gegen Gott und seine Gnade. Der Verzweifelte bemerkt es gar nicht, so blind ist er in seiner Verzweiflung, daß er ohne die Gnade Gottes — nicht einmal verzweifelt sein könnte. Denn daß er es ist, das ist noch immer ein geistiges Lebenszeichen.

Es kann ja nicht geleugnet werden, daß die Ungläubigkeit tief im menschlichen Geist steckt; aber nicht als das Ursprüngliche in ihm wie der Glaube an Gott und als sein Tiefstes, sondern als Ergebnis des Abfalls von Gott. Der Einwand Schopenhauers aber, daß es, bei den Mongolen nämlich, auch wesentlich atheistische Religionen gebe, besteht gar nicht zurecht. Einmal gibt es nicht verschiedene Religionen, sondern nur eine einzige. Sowie alle Arten der Unvernunft, sagt Hamann, das Dasein der Vernunft und ihren Mißbrauch voraussetzen, so müssen alle

Religionen eine Beziehung auf den Glauben einer einzigen, selbstständigen und lebendigen Wahrheit haben. Jene einzige Religion ist das Christentum und in ihm allein ist die lebendige Wahrheit, haben wir die Wahrheit unsres Lebens. Sein Geist erst hat den wahren Glauben, der im letzten Grund der Glaube des Menschen an das Wort ist, möglich und darum auch das eigentliche Wesen des Unglaubens offenbar gemacht, den Atheismus provoziert. Fürs zweite aber bedenke man, daß in der mongolischen Rasse der Mensch faktisch noch nicht zum Bewußtsein seiner selbst, also auch nicht zum Bewußtsein der Existenz Gottes gekommen ist — ein Umstand, der das ganze mongolische Geistesleben charakterisiert, den mongolischen Menschen — der mit der Geistigkeit seiner Existenz nichts Rechtes, vielleicht aber auch nichts Schlechtes anzufangen weiß — in einer uns Europäern unfaßlichen Weise tief in das „Leben der Generation" hineinverwurzelt sein läßt.

Jene im menschlichen Geist steckende Ungläubigkeit — mag sie sich in was für einer Form immer geben: als absolute religiöse und moralische Indifferenz, die aber immer nur eine scheinbare, zur Schau gestellte ist; demonstrativ als Zynismus in der Auffassung des Ethischen sich gebärdend, oder hinter einer philosophischen Anschauung oder wissenschaftlich sich gebenden und stützenden Meinung sich versteckend — sie muß durch einen „geistigen Akt", wie sie durch ihn in den Menschen hineinkam, durch die „persönliche Entscheidung" auch wieder überwunden werden: daß der Mensch zum Glauben an Gott, zu seinem wahren geistigen Leben komme.

Man könnte sich eigentlich nur denjenigen Atheismus gefallen lassen, an dessen ganzer ethischer Haltung und Lebensauffassung nicht das Geringste sich änderte, wenn seine Irrigkeit mit einem Male durch einen unanfechtbaren, absolut einleuchtenden Gottesbeweis „streng wissenschaftlich" dargetan würde. Ein solcher Atheismus ließe sich vielleicht konsequent denken, doch ist auch das nicht möglich und vor allem aber gibt es solche Atheisten nicht. Darüber lasse man sich nicht durch diejenigen, die vorgeben sie zu sein, täuschen. Wenn es sie gäbe, so wäre das natürlich ein Beweis für die totale Ueberflüssigkeit des Glaubens

an Gott in Hinsicht auf das innere Leben im Menschen. Aber nicht nur das. Die Existenz Gottes selber vermöchte kein Mensch, trotz dem unwiderleglichen, absolut einleuchtenden Beweise, einzusehen. Es ist zum Schluß wirklich so: ein philosophisches System, das — in der Besinnungslosigkeit des Philosophierenden — die Existenz Gottes unbestreitbar abgeschafft hat, wäre ja ausdenkbar; eine menschliche Existenz aber, die „existierend" die Existenz Gottes abgeschafft hat, ist einfach unmöglich.

Es ist ja vorgekommen, daß einige als „standhafte" Atheisten — nicht gerade mit dem bis zur Blasphemie verzweifelten Zynismus mancher Verbrecher — in den Tod gegangen sind. Begreift man es, wie dieser Selbstbetrug des Atheismus bis in den allerletzten Augenblick des Lebens hinein aufrecht erhalten werden kann? Wird nicht im Tod, wenn die Komödie zu Ende ist, die der Welt vorgespielt wurde, jeder demaskiert? Aber man bedenke, daß zwischen dem Ende der vorletzten Sekunde des Lebens und dem Augenblick des Todes noch immer Zeit genug ist für den „Durchbruch der Ewigkeit". Und was sich in diesem Moment, und wenn er auch nur den kleinsten Bruchteil einer Sekunde dauerte, abspielt, das weiß, — außer dem, der ihn mitmacht, und Gott — kein Mensch.

*

Gott hat entweder eine persönliche Existenz oder er existiert überhaupt nicht. Weil er persönlich existiert, darum ist auch sein Verhältnis zum Menschen ein persönliches, und nichts anderes als dies meinen wir, wenn wir von der göttlichen Gnade reden, der im Menschen das demütige Vertrauen auf sie, das Vertrauen des Ichs auf das „Entgegenkommen des Du" entspricht. Die Gnade aber korrespondiert dem Ethos der menschlichen Existenz. Wie nun könnte es einer wagen, sich „sachlich" zur göttlichen Instanz, die über alles Ethische richtet, zu verhalten? Welches Menschen Sache wäre dann nicht vor Gott und für ewig verloren?

Die Personalität einer Existenz wird niemals durch das Denken erfaßt und darum vermag die Philosophie und Metaphysik dem Menschen nicht den Weg zu Gott — als einer geistigen Realität — zu weisen. Keine hat es noch weitergebracht als bis zum

Entwurf der Idee des Göttlichen — dieser „Projektion des Ichs" in seiner Icheinsamkeit — und keine ist imstande, im Menschen die „Zurücknahme der Idee" absolut unmöglich zu machen.

Hätte das Ich eine absolute, d. h. von seinem Verhältnis zum Du unabhängige Existenz; wäre also seine Einsamkeit sein ursprünglicher und ihm wesentlicher Zustand und jenes Verhältnis zu diesem erst hinzugekommen, etwa daß es sich im Fortschritt der Sozialisierung des menschlichen Lebens aus ihm heraus als „soziale Notwendigkeit" entwickelt hätte — ganz gewiß aber ist das Umgekehrte der Fall und das Verhältnis zum Du die Voraussetzung der Sozialisierung überhaupt und vor allem der wahren Sozialisierung, von der die Menscheit freilich noch weit genug entfernt ist; wenn das so wäre, dann allerdings hätte Gott keine andere als eine bloße ideelle Existenz, das Göttliche wäre nichts als eine im Gang der Entwicklung anfangs zwar ihre guten Dienste leistende, dann aber immer mehr sich abnutzende, zuletzt unbrauchbar und überflüssig werdende Idee. Dann aber auch stünde es um die Existenz dieses absoluten Ichs selber nicht weniger schlimm. Dann hätten jene Philosophen recht, die im Ich nur eine schließlich nicht einmal denknotwendige, sondern bloße grammatikalische Fiktion sehen wollen, eine Sache und Zufall des Sprachgebrauchs, und in deren Augen es die Aufgabe der Philosophie ist, diese Fiktion zu durchschauen und das wissenschaftliche und philosophische Denken von ihr frei zu machen.

Es ist jetzt nur noch die Frage zu beantworten, worauf jener Zufall des Sprachgebrauchs zurückzuführen sei; damit man doch endlich einmal die Fatalität des Denkens aus der Welt geschafft habe, mit der es bisher unausweichlich das Problem der Philosophie direkt oder indirekt auf die Frage sich zuspitzen ließ: Wie kommt die Welt zum Ich, wie kommt das Ich zur Welt? oder noch präziser ausgedrückt: Wie kommt das Bewußtsein zum Ich, das Ich zum Bewußtsein? Wie kommt es also, daß der Mensch seine Existenz, indem er sie selbst behauptet, im Worte Ich begreift? Wieso kommt es, daß ich — und um sich hier so deutlich und konkret als nur möglich auszudrücken, bleibt nichts übrig, als „persönlich" zu werden — von mir selber sagen kann

„Ich bin" und dabei mich überdies der nach jenen Philosophen sehr irrigen, bloß durch den Sprachgebrauch provozierten Meinung hingebe, in diesem Satz und Gedanken die allergewisseste und unzweifelhafteste Exisetnz an und für sich behauptet zu haben? Einerseits stehen wir hier vor dem Problem des Selbstbewußtseins — und dem des Willens: da die „subjektive" Wirklichkeit des Ichs im „Ich will", das auch der Aussage „Ich bin" zugrundeliegt, gesehen werden muß — andrerseits aber vor dem Problem der Sprache; denn im Wort und vor allem im Wort Ich des Satzes „Ich bin" liegt die „objektive" Wirklichkeit des Ichs. Wie kommt die Sprache zum Ich, das Ich zur Sprache?

Das Selbstbewußtsein, dessen Kern zwar das Ich ist, ist nicht, wie die Philosophen vor hundert Jahren sagten, die „Selbstsetzung" des Ichs — denn dann müßte dieses seinen Grund in der Icheinsamkeit haben — sondern die durch das „Wort" ins Bewußtsein gelegte weder „psychologisch" noch „metaphysisch" zu begreifende Möglichkeit im Menschen, seine persönlich gemeinte Existenz in dem Satze „Ich bin" aussagend zu behaupten — aussagend, das heißt eben die Beziehung zum Du, zur angesprochenen Person voraussetzend. Die „Intervention des Bewußtseins" im organischen Geschehensablauf — die eine Tatsache des natürlichen Lebens ist, da ja auch das Tier Bewußtsein hat — impliziert an und für sich noch kein Ich. In ihr aber, könnte man sagen, komme die Natur dem Geist entgegen. In sie hinein hat dieser das Ich — durch das Wort — geschaffen, und weil er das Ich schuf, indem er das Wort in den Menschen legte, hat er es zu einem Verhältnis zum Du geschaffen, außerhalb dessen es gar nicht existiert und in dem allein es auch zum Bewußtsein seiner selbst kommen kann. Die Natur hat es gleichsam nur — wie jedoch, wird uns die Wissenschaft niemals sagen können — bis zum stummen, wort- und dulosen Ich gebracht und darum auch nicht zum Selbstbewußtsein. Dieses stumme Ich der Natur existiert jedoch gar nicht; wie es auch in ihr keine faktische individuelle Existenz — die durch das Ich erst wirklich gemacht wird — sondern nur den immer wieder zurückgenommenen und der Vernichtung preisgegebenen Entwurf zu ihr gibt.

Jene die reale Existenz des Ichs leugnenden Philosophen waren zwar schon daraufgekommen, daß das Selbstbewußtsein mit nichts anderem identisch ist als der Tatsache, daß der Mensch ein sprechendes Wesen ist, erfaßten jedoch nicht die Bedeutung dieser Identität, weil sie das Verwurzelt- und Verankertsein der Sprache in den geistigen Realitäten des Lebens nicht sahen.

Das „Wort" ist das Licht, durch das das Bewußtsein — diese auch im tierischen Leben gegebene Tatsache — im Menschen zum Selbstbewußtsein aufgehellt wurde, zum „Bewußt-S e i n", das dem Tier versagt ist. Das „Wort" schuf das Selbstbewußtsein und das geistige Leben des Menschen in seiner Realität. Freilich — das Licht leuchtete in die Finsternis und die Finsternis hat es nicht begriffen. Und so heißt es auch im Matthäusevangelium 6, 23: Wenn das Licht, das in dir ist, Finsternis ist, wie groß wird dann die Finsternis sein! und bei Lukas 11, 36: Wenn nun dein Leib (dein Leben in dieser Welt) ganz erleuchtet ist, ohne einen Teil an der Finsternis zu haben, so wird er ganz im Licht sein, wie wenn das Licht des Blitzes dich erleuchtet*).

Nicht vom Brot allein lebt der Mensch, sondern von jedem Wort, das aus dem Mund Gottes kommt, sagt Jesus zum Versucher in der Wüste. Wir leben geistig vom Wort Gottes, das uns schuf, vom Leben Jesu, der das Wort und das Brot des Lebens war, das vom Himmel herabstieg, daß, wenn jemand davon ißt, er nicht sterbe, wie es im Johannesevangelium heißt.

*

Vom Wort Gottes soll der Mensch nichts hinwegnehmen. Er soll aber auch nichts dazutun, er soll sich kein Wort Gottes erdichten wollen, schon deswegen nicht, weil das einfach unmöglich ist. Die kritische Neigung einer Menschheit, die geist- und gottlos geworden war und den Glauben ans Wort verloren hatte, zweifelte an der historischen Existenz Jesu und machte ihn zu einer mythischen Gestalt, zu einer Gestalt religiöser Dichtung.

---

* Vielleicht wird noch einmal, was „pneumatologisch" an und für sich seinen guten Sinn hat, sprachwissenschaftlich die etymologische Verwandtschaft des Wortes *lógos* mit Licht nachgewiesen.

Das Leben Jesu aber, auch in seiner historischen Faktizität, ist uns verbürgt in seinem Worte. Darin, daß dieses nicht „erdichtet" werden konnte, liegt der stichhältigste Beweis für die Existenz Jesu, der freilich an die Geistigkeit des Menschen appelliert und mit dem also eine geistlos gewordene Menschheit nichts Rechtes anzufangen wußte.

Das Wort Gottes ist einfach, klar und nicht mißzuverstehen, wenn es der Mensch mit dem Ernst seines geistigen Lebens in sich aufnimmt. Es verliert aber sofort diese Einfachheit und Klarheit, es wird zweifelhaft, vieldeutig, ja sogar unverständlich, wenn man es mit dem Leichtsinn des Theoretisierens und Spekulierens zu erfassen sucht. Die „Armen im Geiste", vom Evangelium selig gepriesen, verfallen freilich niemals auf Theorie und Spekulation, worin kein Ernst ist — und also ist ihrer das Himmelreich. Was ist ein Genie vor Gott? Nicht durch seine Genialität, sondern dadurch, daß es ihm ernst ist um die Geistigkeit seiner Existenz, tut der Mensch sein Gemüt dem Wort Gottes auf. Diesen Ernst in sich zu haben, dazu braucht keiner ein Genie zu sein. Und wer ihn in sich hat, der hört das „Wort" und das Licht seines Lebens geht ihm auf.

*

Aus sich selbst heraus wäre der Mensch niemals imstande gewesen, die geistigen Realitäten des Lebens und die Icheinsamkeit seiner Existenz in der Welt in ihrer wahren Bedeutung als den Zustand seiner geistigen Verlorenheit zu erkennen. Ohne den Geist des Christentums, das heißt ohne das Leben und Wort Jesu, in dem die Realität des Geistes und das Wort absolut eins waren, in dem Gott Mensch geworden ist, um uns vom Fluch der Erbsünde zu erlösen, wüßte keiner, die Juden jedoch ausgenommen, etwas von sich selbst — vom Ich, das heißt von seinem Ich — noch von Gott. Sowohl die im Verhältnis von Mensch zu Mensch praktisch betonte und dann auch in der jedoch nur scheinbaren Einsamkeit im selben Sinne aufrecht erhaltene, als auch die philosophisch-theoretische Selbstbewußtheit des vor dem Du sich verschließenden Ichs vergißt ihre eigene Voraussetzung oder will sie vergessen: das Bewußtsein von der Existenz des Du. Die auf das Du und Gott mit Bewußtsein ver-

zichtende Selbstbewußtheit des Gedankens „Ich bin Ich" merkt es nicht, daß Gedanke und Aussage „Ich bin" gar nicht möglich wären ohne den Gedanken des „Du bist", d. h. ohne das durch das „Wort" in den Menschen gelegte Bewußtsein von der Existenz Gottes. Im „Gottesverhältnis" erst konkretisiert und realisiert sich das Selbstbewußtsein eines Menschen, in ihm erst kommt die menschliche Persönlichkeit ganz zum Durchbruch und das Ich zu seinem vollen Leben, das ein Leben des Geistes ist.

Persönliches Sein ist, vom Standpunkte des Menschen aus und für ihn absolut geltend, immer das Existieren des Ichs im Verhältnis zum Du. Nur die Persönlichkeit Gottes könnte auch beziehungslos sein, ist es aber nicht, da sie ja in einem Verhältnis zur persönlichen Existenz des Menschen, die ohne dieses gar nicht möglich wäre, steht. Daß Gott jedoch den Menschen zu einem persönlichen Sein, d. i. zu einem persönlichen Verhältnis zu ihm, geschaffen hat, lag nicht in der Notwendigkeit seiner Existenz als Gott und Persönlichkeit, sondern war sein „freier Wille".

Wie das Verhältnis Gottes zum Menschen im schöpferischen Wort der Gnade und Liebe „Ich bin und durch mich bist du" liegt, so findet umgekehrt das Verhältnis des Menschen zu Gott, durch das er sich seiner Existenz und ihres geistigen Grundes bewußt wird, in dem jedes Gebet tragenden und seinen Sinn ausmachenden Wort und Gedanken „Du bist und durch Dich bin ich" seinen Ausdruck. Das Du in seiner Göttlichkeit ist die „erste", das Ich in seiner Menschlichkeit die „zweite Person" und so ist die Rangordnung des geistigen Seins hergestellt. Gott ist keine „Projektion des Ichs", wie manche Psychologen meinen, die nicht das reale Gottesverhältnis eines Menschen fassen können (weil sie selber nicht an Gott glauben), sondern nur die menschliche Idee des Göttlichen. Die Existenz des Du hat nicht die des Ichs, sondern umgekehrt diese jene zur Voraussetzung.

Aus dem Wort in der Göttlichkeit seines Ursprungs hervorgehend, begreift das Leben des Geistes in sich und fordert ein persönliches Verhältnis zu Gott und ist die von Gott selbst geschaffene und gewollte Möglichkeit im Menschen, daß er,

wenn er betet, zu ihm unmittelbar als zum Vater spricht. Im Gebet — im „Dialog mit Gott" — kehrt das Wort dorthin zurück, woher es gekommen ist. Wenn der Mensch auch nur das erste Wort des Vaterunsers im rechten Sinne betet, dann ist das „unaussprechliche Geheimnis Gottes" Wort geworden — vom Menschen aus; wie es im Leben Jesu, der uns das Vaterunser beten lehrte, Wort geworden ist, aber von Gott selber aus.

SÖREN KIERKEGAARD: TAGEBÜCHER (III)

Ausgewählt und übersetzt von Theodor Haecker

1834

30. V. — Eine strenge Prädestinationslehre führt den Ursprung des Bösen auf Gott zurück, und ist dadurch nicht einmal so konsequent wie der Manichäismus, indem dieses letzte System zwei Wesen setzt; das erste vereinigt die beiden Gegensätze in einem Wesen.

Die Sünde kann nicht aus dem Menschen allein kommen, ebensowenig wie das eine Geschlecht allein ein neues Individuum hervorbringen kann, deshalb ist die Lehre des Christentums von der Versuchung des Teufels richtig. Dies ist das andere Moment, und zugleich ist deshalb die Sünde des Menschen spezifisch verschieden von der des Teufels (Erbsünde — Möglichkeit der Bekehrung).

19. VIII. — Der Begriff der Prädestination muß durchaus als eine Mißgeburt betrachtet werden, da er, zweifellos aufgekommen, um die Freiheit und Gottes Allmacht in Verbindung zu bringen, das Rätsel löst, indem er einen der Begriffe negiert und also nichts erklärt.

23. XI. — Sehen wir zu, wie die Prädestinationslehre aufgekommen ist, so wird deutlich, daß, solange nicht die Rede ist von

irgend einer Freiheit, die in der Welt sich geltend macht, es solange auch nicht möglich ist, daß die Frage nach einer Prädestination aufkomme, also erst, als die Vorstellung von der menschlichen Freiheit sich entwickelte, und nun durch die Reflexion in Verbindung mit der Vorstellung von Gottes Weltregiment gebracht wurde, erst da konnte sie aufkommen und mußte da aufkommen als ein Versuch, die Aufgabe zu lösen.

11. IX. — Die Prädestinationslehre scheint mir gleich einem Ameisenfresser mich hineinzuziehen in einen Trichter; der erste Fall bedingt alle die folgenden mit einer entsetzlichen Konsequenz. Gleich dem Ameisenfresser richtet sie ihren Trichter (ein gewiß treffendes Bild für eine solche logische Gedankenreihe) in dem losen Sand (den religiös-frommen Gefühlen) auf; und der, der einmal hineingefallen ist, ihn umschlingen gleich Laokoon alle Schluß-Konsequenzen, wie Schlangen.

29. IX. — Als ein Seitenstück zur Prädestinationslehre als einer solchen, die einen Menschen, wenn er an ihr festhält, in Widerspruch mit ihm selbst bringt, könnte man wohl anführen: Wenn man einen Menschen sich denkt, der alles aus Egoismus ableitet, man würde dadurch beständig in Widerspruch kommen; man wäre sich bewußt, daß es edle Aufopferung war, aber infolge seiner Theorie müßte man sagen, daß es Egoismus gewesen sei. (Fichtes Identitätslehre ist auch ein Beispiel.)

Wenn man die Prädestination als bloß im Vorherwissen gegründet erklärt, so kommt man ja zu der Annahme, daß der Mensch die Gnade verdient. Dies scheint auch in Origenes Worten zu liegen, der diese Theorie in seinem Kommentar zum Römerbrief verteidigt! Die Ursache der Vorausbestimmung liegt in unserem eigenen freien Willen. Paulus war bestimmt für Gottes Evangelium! Warum? Weil er dessen w ü r d i g war, vermittelst seiner von Gott vorhergesehenen Handlungen.

1835

Am 8. Juli machte ich einen Ausflug nach Esrom. Wenn man von Esrom nach Noeddebo längs des Sees geht, passiert man

einen der lieblichsten Wege, den ich seit langem gegangen bin. Zuerst zur linken Seite Sölyst, das fast auf den See selbst gebaut ist, weiterhin Fredensborg. Rechter Hand hat man beständig Wald, Buchen abwechselnd mit Fichten. An einzelnen Stellen findet man liebliche Plantagen von 3 bis 4jährigen Päonien. Auf dem Wege holte mich ein Gewitter ein. Ich freute mich schon, ein solches Unwetter zu sehen zu bekommen, wie es über den Esrom-See und den Gribwald aufzog; aber es kam nur zum Regnen. Indessen interessierte es mich doch, die Präliminarien zu einem solchen Schauspiel zu sehen. Ich habe wohl das Meer bei einer solchen Gelegenheit in scharfen Kräuselungen blaugrün werden sehen, und ich habe wohl bemerkt, wie die Windstöße, die des Donners nahe Ankunft verkündigen, das Gras aufwirbeln und den Sand längs der Küste; aber ich habe nicht vorher gesehen, wie eine solche Partie sich ausnimmt, wenn es nicht bloß Gras ist, sondern ein ganzer Wald, den diese Windstöße (diese Posaunenstöße, die das Gericht ankündigen) in Bewegung zu setzen haben. Da es indessen zu nichts als Regen kam, sah ich es für das Richtigste an, irgendwo einzustellen. Ein Ort zeigte sich nun auch. Ungeachtet ich lange nach einer Einfahrt suchte, zeigte sich doch keine. Einer Gestalt, die am Fenster sich sehen ließ, winkte ich zu; aber sie fand sich vermutlich nicht veranlaßt, in einem solchen Regen sich heraus zu bemühen, und vom Fensteraufmachen konnte hier wohl ebenso wenig die Rede sein, wie bei irgend einem Bauern überhaupt. Mein Fahrzeug mußte ich also unter einigen Bäumen einstellen, die sich über den Weg neigten, um mir gleichsam eine Zuflucht zu geben. Selbst trat ich nun, in meinen ungeheuren Kragemantel gekleidet in die Stube, wo ich die Gesellschaft, bestehend aus drei Personen, im Begriffe fand, das Vesperbrot einzunehmen. An Meublement fand sich natürlich der lange große Tisch, an dem unsere Bauern zu essen lieben; ferner ein Himmelbett in des Wortes eigentlicher Bedeutung; denn ich stelle mir vor, daß man, wenn man zu Bett wollte, in die Bodenkammer hinaufgehen müßte, um dann sich herunterfallen zu lassen — ein Fall, der nach Bauernbrauch ziemlich tief ist. Das folgende Zimmer, in das die Türe offen stand, war ein Stapelplatz für

Wäsche, Leinen, Drillich usw. in unordentlichen Massen, was leicht die Vorstellung erwecken konnte, daß man in eine kleine Räuberkolonie geraten sei, wozu sowohl die Lage des Ortes (auf der einen Seite der Esrom-See, auf der andern der Gribwald und in einer Viertelmeile Abstand kein Haus), aber auch das Aeußere der Leute zu passen schienen. Am obersten Ende des langen Tisches saß der Mann selber mit seinem Butterbrot und einer Branntweinflasche vor sich. Ganz ruhig hörte er meine Erzählung von meinem traurigen Schicksal an und nippte bloß einmal dazwischen an seinem Glas, etwas, das er, wie seine Nase zu beweisen schien, schon oft getan hatte. Indessen hatte der häufige Genuß auf keine Weise sein Behagen geschwächt, und ich bin sicher, daß er seinen Schnaps noch mit demselben Wohlbehagen trank, wie einer, der erst neulich aus einem Mäßigkeitsverein ausgetreten ist. Das Weib war nicht sonderlich groß, mit einem breiten Gesicht und einer häßlich aufwärtsstehenden Nase und ein paar tückischen Augen. Dazu kam ein kleines verwachsenes Mädchen, dasselbe Wesen, das am Fenster sich gezeigt hatte, und das ich damals für ein Kind hielt.

Der Regen hörte bald auf, und ich eilte weiter. Doch waren das nur die Präliminarien, und da ich in den Gribwald kam, fing es erst recht an. Jetzt begannen im Ernst Blitz und Donner. Der Regen durchnäßte uns bald und so brauchten wir in der Hinsicht nicht zu eilen; aber der kleine Knabe (Rudolf) der mit mir war, war ganz bange. Da saß ich nun, zum Auswinden naß, in strömenden Wassern, mitten im Gribwald unter Blitz und Donner, mit einem Knaben zur Seite, der vor dem Blitz zitterte; in gestrecktem Trab erreichten wir endlich ein Haus, in dem wir Zuflucht nahmen. Aermlich und verfallen. Die Leute arm. Die Frau häuslich. Saß und spann. Der Mann näselnd. Das erste, worauf mein Auge beim Eingang fiel, war eine Art Tür zu einem Verschlag, die aus einem alten Brett gefertigt war, auf das ein Mädchen in einfacher ländlicher Tracht gemalt war mit folgender Unterschrift: „Mein Acker mich nährt, mein Schaf mich kleid't, hier nehm ich die Nahrung, die das Haus bereitet!" Ich bat sie um etwas Brot für meine Pferde, wozu sie nicht sehr willig waren, da sie nur ein halbes hatten. Doch ließen sie sich

bewegen, und da ich ziemlich gut zahlte, antwortete die Frau, daß s o viel sie nicht haben sollte, aber sie ließ sich doch durch meine Bemerkung, daß ich es entbehren und sie es brauchen könnte, bewegen, es anzunehmen.

Es geht nicht an, so vorwärts zu hasten, wie die Moralisten, die sogar die Reue verwerfen, meinen; — sehen wir nicht in der physischen Welt den Nebel wie ein stilles Gebet von der Erde sich heben, um, erhört, zurückzukehren als erfrischender Thau?

Ein ähnliches Phänomen ist die falsche Anschauung, die man von der Erkenntnis und ihren Resultaten hat, indem man von den objektiven Resultaten redet und nicht daran denkt, daß gerade der eigentliche Philosoph im höchsten Grad subobjektiv ist. Ich brauche bloß Fichte zu nennen. So behandelt man auch den Witz, sieht ihn nicht als die aus der ganzen Individualität und Umgebung des Verfassers notwendig hervorspringende Minerva, darum in einer gewissen Hinsicht als etwas Lyrisches (daher auch das Erröten, das gern eine gewisse Art von Witz begleitet und eben darauf deutet, daß er natürlich hervorkam, neugeboren), sondern wie Blumen, die man abpflücken und zu eigenem Gebrauch aufbewahren kann.

9. X. — Es geht mit dem Christentum oder mit dem Christwerden wie mit jeder Radikalkur, man setzt sie aus so lange wie möglich.

11. X. — Ist denn alles Träumerei und Täuschung — sind denn die Begeisterung der Naturphilosophen und eines Novalis Seelenfülle Opiumdünste, — greife ich da, wo ich dem Ideellen in seiner schönsten und reinsten Form zu begegnen glaubte, das Materielle?—!—

11. X. — Nicht bloß das Menschengeschlecht brauchte, wenn ich so sagen darf, ein Stadium für die Sünde und ein anderes für das Bewußtsein der Sünde; auch das Leben des Einzelnen zeigt dasselbe. Erst die Sünde, und oft, wenn sie de facto aufgehört hat, kommt das Sündenbewußtsein.

13. X. — Es ist ein merkwürdiger Zusammenhang, der zwischen dem Protestantismus und der modernen politischen Anschauung

statt hat, es ist ein Kampf um desselbe, um die Souveränität des Volkes, weshalb es auch interessant ist, zu sehen, wie die eigentlichen Royalisten, insoferne sie nämlich nicht eine Anschauung in der einen und eine wesentlich verschiedene in der anderen Sache, die doch beide in einem Individuum auf dieselben Prinzipien gegründet werden müssen, haben wollen, — dem Katholizismus sich nähern.

THEODOR HAECKER: ÜBERSICHT

Aus dem „Nachwort" (1917)

Zu den vielen Gesichtspunkten, unter denen das Werk Kierkegaards betrachtet werden kann, — der höchste aber, sie alle krönende, ist der, daß die Sokratische Methode auch innerhalb des Christentums gilt; daß Gott, nach dem Worte des Propheten, selbst der Lehrer eines jeden Menschen sein will; daß Kirchen, Institutionen und Menschen nur Geburtshelfer sein können — zu den vielen niederen Gesichtspunkten gehört ja auch dieser historische, daß es vom ersten bis zum letzten Wort ein gewaltiger Widerspruch ist gegen die Aufhebung des Satzes vom Widerspruch, die Hegel und seinen Schülern wie durch ein Wunder der Sünde und der weltlichen Torheit sowohl in ihren eigenen wie in den Köpfen ganzer Generationen zu bewerkstelligen gelungen war. Sie war wohl wirklich „ die Forderung der Zeit" gewesen, und Hegel ihre Erfüllung. Der Erfolg war und ist ja — noch! — unermeßlich. Nicht so sehr in den exakten Wissenschaften, dort ging es nicht so leicht, wir wenigstens wissen nicht viel von einer Wirkung der Hegelschen Dialektik auf Mathematik und Physik, um so mehr aber in der Aesthetik, und hier, wie wir gerne gestehn wollen, sogar mit Recht. Denn die Aesthetik ist jene Sphäre der Unentschiedenheit und des Spieles, in der Sachen wie die Aufhebung des Satzes vom Widerspruch möglich und erlaubt sind, an denen, wenn es Ernst wird, Leben und Seelen der Menschen zugrunde gehn. Für die Aesthetik ist Hegel, wie die Romantik beweist,

der größte Philosoph. Aber das Unheil war, daß er es auch für Ethik und Religion sein wollte und wurde; daß der Satz vom Widerspruch auch dort zu Gunsten der Mediation abgeschafft wurde, wo er durch Christus selber in seiner radikalsten und konkretesten Form ausgesprochen worden war: Wer nicht für mich ist, ist wider mich. Hier sind wir zu Zeiten scholastischer als Scholastiker und behaupten, daß Leben und Sätze Christi schließlich doch die letzte Quelle aller und jeder absoluten Wahrheit sind. Auch der Satz der Identität hat seinen vollen Sinn erst in Gott, in dessen ewiger Identität mit sich selbst; er kann sich durch nichts erklären als durch sich selbst; er kann bei niemand schwören als bei sich selbst. „Wem ich aber gnädig bin, dem bin ich gnädig, und wes ich mich erbarme, des erbarme ich mich". Wo der Satz vom Widerspruch aufgehoben ist, läuft der Mund; und das tut er ja heute wahrlich. Es ist noch nicht anders: unsre Kulturwissenschaften leben immer noch von Hegel; man darf nur einen Blick tun in die Bücher der gefeiertesten „Theologen", Historiker, Kulturessayisten, der Tröltsch, der Meinecke, der Simmel und so weiter. Freilich ist das ein Betrieb, der noch unter allem aussprechbaren Maß subaltern ist, und bei dessen Betrachtung wir die ergötzliche Entdeckung nicht vermeiden können, wie dieselben Leute, die, nachdem es ihnen Nietzsche vorgesagt hatte — ein guter Christ hat dazu freilich Nietzsche nicht nötig gehabt — mit etwas Mitleid und Verachtung auf die „Bildung" eines D. Fr. Strauß und Genossen herabsehn, wie dieselben Leute heute die Anhänger, die Bewunderer, die Propagatoren jener ordentlichen und außerordentlichen Professoren des Kulturgewäsches sind, die doch in jedem Betracht, an Gelehrsamkeit, an Fleiß und Charakter tief unter Strauß und den ersten Hegelschülern stehn, und die einen lesenden und — schlimmer noch — einen unaufhörlich schreibenden Bildungspöbel heranzüchten, der sich gewaschen hat — mit K. A. Seife. Das Geheimnis des Erfolges besteht genau wie bei Hegel darin, daß sofort jeder, der keck genug ist, auch mitmachen kann. Oder ist vielleicht nicht für einen aufgeweckten Primaner — welcher ist nicht aufgeweckt?! — die Simmelei, neben der Neuen Dichtung, leichter zu erlernen als

Griechisch? Es ist in Wahrheit ein voraussetzungsloser Betrieb, namentlich, wenn zu den Voraussetzungen auch das Gewissen gehört, nicht bloß das Wissen. Ich weiß es ja, ich weiß schon, daß die Herrlichkeit einer Simmelei jeweils nicht allzulange dauert und die Toten ihre Toten begraben, aber das Vertrackte ist, daß sofort eine neue an die Stelle der alten tritt; daß nur der Inhalt wechselt, die Form ewig zu dauern scheint. Und noch trostloser ist, daß auch das Echte im Handumdrehn der Schüler und Nachäffer zur Simmelei wird. So heute mit der Phänomenologie, die der Theologie so viel geben kann. Da ist wohl Husserl, der Meister, dessen Werke für die Philosophie von weittragenderer Bedeutung sein werden als einst die Kritik der reinen Vernunft; bei ihm ist die Form dem Inhalt adäquat; bei ihm ist wirklich die Form die Reduplikation des Inhalts, aber er ist auch weise und bescheidet sich. (Das Geheimnis ist nämlich: nicht zu blasen, was einen nicht brennt, und wenn einen schon gar nichts brennt, überhaupt nicht zu blasen!) Da ist auch Scheler, der wirklich Lehrer ist, und der uns durch die Fülle der Erkenntnismaterie, über die er wie heute kein andrer verfügt, für die ihr durchaus nicht gewachsene und so oft jeden sprachlichen Anstand allzu schroff verletzende Form, er würde sagen: irgendwie entschädigt. Es ist nur aufzupassen, daß er nicht aus der „reinen" Wesensschau in einem Augenzwinkern eine ziemlich — barocke mache, und es ist nicht zu vergessen, daß er als politischer und kirchlicher und als kirchenpolitischer Autor in einer die Komik streifenden retrograden Weise die unzeitgemäßen Betrachtungen liebt. Er scheint manchmal in der romantischen Illusion zu leben, eine rettungslos untergehende Kultur sei dadurch doch noch zu retten, daß man erzählt, wie schön sie einmal war. Er schreibt in diesem Krieg 1915 über den Genius — der Perserkriege; 1916 über die Kirche unter — Gregor dem Großen; über den Katholizismus des Heiligen Franziskus und ist von alledem selbst so hingerückt, daß er die Frankfurter Zeitung für eine Kathedrale hält, in der Thomas a Kempis zelebrieren kann. Aber trotzdem er also politisch und kirchlich der typische Romantiker ist — übrigens war das Plato für seine Zeit unbedingt auch; freilich ging Griechenland

langsamer zugrunde, als Europa heute sich erledigt — ist er als Philosoph ein wirklicher „Lehrer"; die Jugend, die das vergißt oder übersieht, betrügt sich nur selber. Doch so viele andre! Wie haben sie uns in allerkürzester Zeit schon mit Sprachschund und neugeschwätzten Banalitäten geplagt! Der Betrieb läuft bereits so automatisch und geschmiert wie die Simmelei; nur ist das hier gefährlicher; in der Dialektik läßt es sich leichter schwindeln und schwimmen als in der Anschauung. Diese Philosophen der Anschauung bringen es fertig, unanschaulicher zu schreiben, als ein Marburger je geschrieben hat. Kann man satirischer sein, grausamer gegen sich selbst? Sie behaupten und sagen aus: wir schauen an, und meinen, daß das schon genüge und uns beweise, daß sie anschauen; aber die Blindheit ihrer Aussage verrät ihre eigene, doch die sehn sie auch nicht. Sie haben läuten gehört und sagen das und meinen, daß sie nun auch läuten. Die Stummheit ihrer Sätze bezichtigt sie der eigenen; aber die hören sie auch nicht. Sie beißen nicht auf Brot, sie beißen auf ihre Zunge; aber das spüren sie nicht, es ist schrecklich. Sie reden und sehn immer „irgendwie" vorbei. In ihrer Hut ist die Phänomenologie die „Philosophie des Irgendwie" geworden —: irgenwo und irgendwie immer schreibt oder sagt irgendeiner oder eine: irgendwie, was wirklich, aber nicht bloß irgendwie, zum Davonlaufen ist. Und wie komisch sind die Versuche, ihre Sprache, die doch bei jedem Satz, den sie machen will und eben nicht machen kann, über die fürchterlichen noch nicht wortgewordenen Buchstabenklumpen einer nicht durch- und durchsichtig gedachten Terminologie stolpert, mit Gewalt — wer Sprachnerven hat, dem tuts im Hirn und in allen Fingerspitzen weh — leicht und schwebend zu „machen"; es ist, wie wenn plötzlich ein Spießer uns dichterisch kommt, eine Kuh uns tänzerisch kommt. Ihre Philosophie gerade müßte sie lehren, daß solche Dinge nicht „gemacht", sondern geschenkt werden. Doch wollen wir das lassen und uns aufrichtig über die Philosophie Husserls freuen.

Bei Bergson und Husserl ist erkannt, daß es für einen menschlichen, also erschaffenen Geist zwei Transzendenzen, zwei Außen gibt, ein relatives und ein absolutes: die Welt und Gott.

Die äußere Weslt ist auf das Bewußtsein auch des erschaffenen Geistes bezogen, so daß sie ohne es nicht so wäre, wie sie ist, während Welt und erschaffener Geist, zu dem der Mensch gehört, zusammen auf das Sein und Bewußtsein Gottes bezogen sind, der ohne die Welt oder mit ihr, ohne das Bewußtsein aller erschaffener Geister, unter ihnen der Menschen, oder mit ihm — war und ist und sein wird der ewige, unveränderliche, heilige Gott. Welt und erschaffener Geist können ohne Gott nicht sein, wohl aber Gott ohne sie. Das ist nur eine philosophische Explikation des frommen Glaubens des einfältigen Christen: Gott hat die Welt und den Menschen aus Nichts erschaffen. Das philosophische Denken stoßt nach Durchmessung all der mannigfaltigen Gebiete der Außen- und Innenwelt, die beide zusammen das r e l a t i v e Außen des menschlichen Bewußtseins sind, nach Erkenntnis all der unendlich vielen Gegenstände, angefangen von den Zahlen und Figuren, von den Sternen des Weltalls und allen Körpern und Dingen und Farben und Tönen der unendlichen Natur bis zum Leben der Seele und des unmittelbaren endlichen Geistes, auf einen absoluten Bewußtseinsstrom, in dem es andre Weisen der Bekundung gibt: Andre! Wären es nämlich nicht andre als die dem human-philosophischen Erkennen geläufigen, sondern eben diese, so wäre es doch recht merkwürdig, daß die Philosophen so sehr mit ihrem Wissen hinter dem Berg zurückhielten, alles für sich behielten und uns gar nichts aus diesem Reiche berichteten. Und sie berichten uns doch wirklich nichts. Aber hier gilt absolut, daß es in keines, gar keines, auch nicht des genialsten Menschen Macht liegt, aus diesem Reich ein Wissen bescheidenster Art willentlich sich zu holen, wenn Gott nicht will. Hier gilt die pure Gnade und kein Verdienst; hier gilt absolut, daß der Begnadete selbst, wie wir, nachdem wir ihn kennen, nicht sagen können, warum er und nicht ein andrer also begnadet wurde, auserwählt wurde. Der einzelne Fall ist für den Verstand Willkür, die erst im Ganzen des Glaubens, daß Gott gut ist, auch den Sinn des Guten bekommt. Die Sprache der Theologie ist auch in der Regel das Paradox und die Antithese, die beide das Bürgerrecht seit dem ersten Tage des Christentums haben, da sie schon in den Evan-

gelien sich finden. Paulus hat diese Sprache gesprochen, Tertullian, Augustinus, die Reformatoren, Pascal und ganz und gar Kierkegaard; man beachte hier schon: lauter leidenschaftliche Menschen. Seit der Reformation scheint es fast, als ob der Katholizismus diese Sprache nicht mehr liebe, vielleicht aus einer weisen aber etwas senilen Angst vor ihrer doppelten Gefahr: Ein Axiom wie das Calvinische, *finitum non est capax infiniti,* als Ausdruck einer theoretischen Ueberzeugung, kann, wenn es nicht bereits Folge eines praktischen Verhaltens ist, sondern Ursache und Begründung eines solchen, immer noch zweierlei Wirkung hervorbringen. Es kann einen Menschen jedes Glaubens berauben und ihn zum plattesten Denker und Relativisten, also zu einem modernen protestantischen Theologen machen; es kann aber auch in einem andern, der ja trotzdem mit dem „Unendlichen" zusammenleben will und um des Heiles seiner Seele willen soll, die Leidenschaft des Glaubens bis zu einem Uebermaß steigern, das nur noch in der „Gottessprache" des Paradoxes und in der Antithese sein ungenügendes Genügen findet; — dies jedoch kann ihn leicht zu einem Separatisten machen. Es ist der Stil der Antithese von vornherein nur erträglich, voll Sinn, und das Leben des — endlichen — Geistes selbst in der unendlich leidenschaftlichen Person, deren Leben an ihr sich immer neu entzündet und wächst, welche die objektiven Gegensätze mit der Macht des Pathos in einem einzigen Satze verbindet und nun, kaum merklich noch zitternd vom gewaltigen Sprunge, heil und fest dasteht. Fehlt die unendliche Leidenschaft der pathetischen Person, die allein die Wahrheit des Erlebnisses und des Sprunges verbürgt, so ist nichts toter, nichts alberner und verlorener als die Antithese, eine müßige und mäßige Spielerei. So wurde mit einem Schüler Kierkegaards, Rasmus Nielsen, der ein gescheiter Professor war und meinte: hier ist der Glaube, dort ist das Wissen; von meinem Glauben glaubt mein Wissen nichts, und von meinem Wissen weiß mein Glaube nichts; das ist doch klar, und darauf kann man ruhig schlafen, zwischen beiden ist keine Brücke — ach, dieser Professor, während doch zwischen beiden, wenn nicht die Gnadenbrücke Gottes, so doch immer noch ein höchst un-

ruhiges und lebendiges Schwanken des Seligseins und Verzweifelns sein kann — mit diesem Professor wurde sogar ein junger talentierter Jude vom Stamm Heine — diesen Stamm haben schon Moses und die Propheten verflucht — namens Brandes fertig, während denselben jungen talentierten Juden zu Zeiten Kierkegaards, wenn der ihnen etwas energisch in die Augen sah, diese übergingen. Aber weder Paradox noch Antithese können wir missen, wenn sie auch noch nicht die Vollkommenheit sind. Im Glauben und in der Liebe nur ist der Christ ein Herr aller Widersprüche, weil er gehorcht und ihre Lösung Gott überläßt; in der Sprache aber dieses endlichen Lebens und in der verstandesmäßigen Explizierung klaffen sie auseinander. Wie sollte die Sprache auch für den Verstand einen nicht antithetischen Satz bilden können aus einer christlichen Anschauung wie etwa dieser, daß der vollkommenere Stand des Menschen der ehelose, also auch der kinderlose ist. Und das ist so, nicht etwa bloß deshalb, weil Christus unehelich war, das hätte doch schließlich nur einen Affektionswert, sondern es wird dieser Vorrang von einem redlichen Menschen eingesehn, der nicht gerade ein platter Pastor ist; der nicht zugleich feig und hochmütig ist; der das Hohe ehren kann, auch wenn er für es nicht geschaffen ist: von jedem redlichen Menschen, also auch von dem, der mit Recht und gutem Gewissen und Danksagung für die schönste Gabe Gottes in dieser Welt, das Weib, ehelich wird, weil er ohne das schlecht und böse würde, und das Beste der Feind des Guten ist. Nun also will der vollkommene Christ das Kind eigentlich nicht und will es doch; er begrüßt es ja freudiger, als der Heide je es konnte, denn es ist ihm ja von Gott eine unsterbliche Seele erschaffen, der die ewige Seligkeit bestimmt ist. Der es nicht will, will es mehr, als der es will. Auf solche Widersprüche wäre die Sprache von sich allein nie gekommen. Wie das Paradox, so ist auch die Antithese im absoluten Sinn erst durch das Christentum in die Sprache des Menschen gekommen. Sie ist im Sinne des Buchstabens die Grenzsprache, dem Menschen entlockt vor den Toren eines neuen Reiches. Vielleicht ist aber schon in dieser Welt einigen Menschen durch Gnade ein Vollkommeneres geschenkt. Was Augu-

stinus über die Trinität sagt: *„dictum est ‚tres personae' non ut illud diceretur, sed ne taceretur"* ist ja der reine Typus der paradoxen und antithetischen Grenzsprache, in der die ganze Theologie Kierkegaards gedacht und geschrieben ist; aber der Kardinal Newman erzählt von einem mystischen Erschauen der Trinität, das also jenseits jener Dialektik liegen muß. Doch kein Mißverständnis: für den „natürlichen" Verstand, wenn er sich nur selbst versteht und nicht faselt, gibt es ewig und wesentlich, was das Christliche anlangt, nur das Paradox — den Griechen eine Torheit! — und in alle Ewigkeit nicht und wesentlich nicht: die Mediation, die Hegelei, die Simmelei; niemals!

Ist nun der, dem „die Transzendenzen des Absoluten sich bekunden", der Auserwählte im Sinne Kierkegaards? Nein! Es muß noch ein Wichtiges dazukommen: der Auftrag, das Amt. Nicht ein Amt, das ihm ein Volk, ein Staat, eine Regierung, eine Gemeinde, ein Priester, ein Bischof, ein Papst, eine Kirche gibt, aber auch nicht eines, das ihm nur sein Inneres, sein „Dämon" gibt, nein, ein Amt, das ihm Gott gibt, unmittelbar Gott selber. Das ist der Auserwählte! Doch das ist eine anstrengende Stellung, die immer die alte Klage auf die Lippen locken wird: „Ach, meine Mutter, daß du mich geboren hast, wider den jedermann hadert und zankt im ganzen Lande! Hab ich doch weder auf Wucher geliehen noch genommen; doch flucht mir jedermann", wenn auch immer ewig neu der Trost lauten wird: „Denn ich habe dich wider dies Volk zur festen, ehernen Mauer gemacht; ob sie wider dich streiten, sollen sie dir doch nichts anhaben; denn Ich bin bei dir, daß Ich dir helfe und dich errette, spricht der Herr". Es ist ein Amt, das keiner, wie es in der Rede vom Pfahl im Fleisch heißt, „für eigenen Sold" übernehmen zu wollen sich erdreisten soll, ein Amt, das Moses gar nicht annehmen wollte, weil es ein vernünftiger Mensch, wenn er es sich recht überlegt, eigentlich sich gar nicht wünscht, nicht aus Bequemlichkeit, das wäre ja nur verächtlich, sondern wegen der Verantwortung. Nur die Pfuscher! Und nun: ist hier Kierkegaard vielleicht nicht ein Prophet gewesen mit seiner Erkenntnis, daß das Prophetenspielen sich zum Gesellschaftsspiel entwickeln werde? Es war

noch nicht so sehr die ihm folgende Generation, die bescheiden mit der Natürlichen Schöpfungsgeschichte sich begnügte; aber die nächste: unsre! Welch ein Gesindel spielt heute die Propheten und die Auserwählten! Und da muß man schon sagen, nicht immer harmlos und ungefährlich, nicht immer bloß literarisch, sondern auch mit realen Kräften, aber unreinen. Während die Diener der offiziellen Kirchen Predigten für Kriegsanleihen halten und nur allzuoft die freche Machtgier der europäischen Staaten unterstützen, anstatt sie mit allen Mitteln des Geistes und des Wortes zu züchtigen; während sie so oft mit Dingen sich abgeben, die sie eigentlich nichts angehn, und ihrer traditionellen Beschäftigung obliegen: Mücken zu seihen und Kamele zu verschlucken, brechen die Dämonen ein in das Seelenreich der Menschen und richten Unheil an. Das evangelische Christentum kennt zum Beispiel keine Theosophie, Spiritismus, Magie, Dinge, die heute in einem schreckenerregenden, Seelenopfer unerhört fordernden Anwachsen sind. Die ersten Christen haben gegen solche Erscheinungen mit aller Macht auf ausdrückliches Geheiß ihres Herrn und in der keinem Zweifel unterworfenen Erkenntnis angekämpft, daß sie den Mächten des Bösen entstammen. Theoretisch weiß das die christliche rechtgläubige Kirche heute auch, wie sie alles weiß; aber was nützt totes Wissen gegen reale Macht, wo doch nur eine praktische furchtlose Seelsorge dem Verderben Einhalt tun könnte. Die Seelen, die verführt werden, sind ja von vornherein krank und verlangen den geistlichen Arzt, der ihnen die rechte bekömmliche Speise geben kann; die feste nehmen sie nicht an. Das Zwielicht, in dem sie leben, und das dem Zwiegelichter den Eintritt bereitet, ist blind für die Klarheit des starken Wortes. Ist es auch zehnmal wahr, wenn ich sage, daß Kellnerseelen ohne Theosophie lange nicht so schleimig und schmierig sind wie solche mit Theosophie; daß ein Heiratsschwindler ohne Magie eine erfreuliche Erscheinung ist gegen einen solchen mit Magie; daß der Rudolf Steiner unmöglich der Aar mit dem goldenen Gefieder ist, der die Seele zu dem Göttlichen emporreißt, sondern ein qualliger, quakender Frosch, der die arme Seele in den Sumpf zieht: dadurch stärke ich nur die starke und

rette nicht die kranke Seele. Es nützte auch nicht viel, wenn einer sagte, daß in einem bessern, nicht so sehr mit Mordanschlägen, Verbreitung von Lügen, Nahrungsmittelverderbung und Wuchererfürsorge beschäftigten „christlichen" Staat gewisse Existenzen fast unter die Aufsicht der Polizei fallen könnten, da ich sehr wohl weiß, daß die Rattenfänger zugleich so schlaue und gerissene Kommis sind wie nur je Jüdchen aus Prag, und daß sie seelenmörderische Mittel genug wissen, um ein Opfer in dem Augenblick, wo es aufwachen und sich wehren will, gerade noch unzurechnungsfähig zu machen, so daß es sich nicht mehr wehren kann. Doch sollten die christlichen Kirchen auf die Gefahr aufmerken.

Der Auserwählte ist immer „der Einzelne". Nun gab es aber doch ein auserwähltes Volk, das als Volk ein auserwähltes war! Wohl wahr! aber es genügt ein Blick, um zu sehn, daß innerhalb dieses auserwählten Volkes die wahrhaft Auserwählten die Einzelnen: die Väter, Moses und die Propheten waren; so daß auch das Volk auserwählt nur um dieser Einzelnen willen heißt, durch die Gott sich ihm offenbart hat, so wie das neue auserwählte Volk, das an die Stelle der Juden trat, die Kirche Christi, auserwählt und christlich heißt und ist durch Christus und die Heiligen. Seitdem aber diese herrscht, gibt es ein auserwähltes Volk im Sinne der Natur oder Rassebestimmung überhaupt nicht mehr, wiewohl es wirklich eines gegeben hat. Denn daß die Juden nicht untergingen, wie so zahllose alte Völker, sondern die Jahrtausende überdauern — ohne Staat, was ein nur natürliches Volk keine 100 Jahre aushielte —, liegt unter keinen Umständen in einer nur naturhaften Bestimmung. Ich befinde mich hier nur scheinbar im Widerspruch zu einer Anmerkung Kierkegaards. Die Juden, der edelste wie der gemeinste, leben auch heute noch vom Segen oder vom Fluche Gottes, der mit ihnen als Volk allein einen Bund geschlossen hat, den sie aber nur immer von neuem mißverstanden, indem sie ihn selbstsüchtig, imperialistisch, preußisch-alldeutsch interpretierten; der ihnen zuerst sich geoffenbart hat; der ihnen zuerst seinen Sohn geschickt hat; der nach einer alten Weissagung sie nicht untergehn läßt, bis Christus wiederkommt, während jedes andre bloß

natürlich bestimmte Volk, wenn es die Gebote des Christentums, nachdem sie ihm einmal offenbart sind, nicht befolgt, ohne Gnade, als solches den Gesetzen der verweslichen Natur unterworfen ist. Es hat seitdem kein auserwähltes Volk mehr gegeben, und es gibt auch heute keines; auch die Russen sind keines, da irrte Dostojewski sehr, sondern Gott muß sich offenbaren, so wie er es Abraham, Isaak, Jakob, Moses und den Propheten tat. Wie einfach ist hier der Irrtum Dostojewskis und aller ähnliche durch die Dogmatik aufzudecken, daß er nämlich die Transzendenz der Sphäre, in welcher Gott lebt, der nicht nach dem Sein erst ringt, sondern der ewige Klarheit ist und sich zum Menschen neigt, nicht beachtet. Aber um die Auseinandersetzung mit dem Christentum werden die Juden, eben weil sie „auserwählt" waren, unter keinen Umständen herumkommen, ich meine die ernste, die im Geist und in der Wahrheit, ich meine nicht die wissenschaftliche, die künstlerische, die philosophische, die literarische, die liberale, die tolerante, die symbolische, die entwicklungsgeschichtliche, die mythische, die theosophische, die humane, die vermittelnde, die soziale, die politische, die demokratische, die westliche, die östliche, die zionistische, die ästhetische, die ethische oder was sonst noch die letzten Jahrzehnte an Ausflüchten ersonnen haben, um nur ja das religiöse Entweder — Oder: Ist Christus der Messias oder nicht? zu umgehn. Diese Auseinandersetzung wird dann auch einen etwas andern Charakter haben, als der ist, den wir neulich mit Mißbehagen erlebten, da einer interessiert und krank von Ehrgeiz sich hinsetzte und eine Streitschrift vom Glauben schrieb, aus der die deutsche Geschäftswelt mit Staunen erfuhr, daß ihr pater patriae und Aufsichtsrat nicht, wie sie doch annehmen mußte, mit beiden Füßen auf ihrem Boden, sondern, sage und schreibe, auf dem des Evangeliums stehe, ganz einfach, ohne ein Dogma nötig zu haben, ohne Schwanken, so sicher wie eine Aktie der A. E. G. auf dem Boden doch ganz gewiß d i e s e r Welt steht; ohne jeden Skrupel oder Zweifel, nicht bloß wie Petrus, der auch hie und da zweifelte und sogar den Herrn verleugnete; nicht wie Jakobus, der Bruder des Herrn, der zur Sicherheit das Gesetz, das ein Berliner natürlich auch

längst nicht mehr braucht, nicht entbehren wollte; nicht wie Paulus, der „eiferte" und nicht ganz ohne dogmatische Sätze lebte mitten in dieser gefährlichen Welt; nicht wie Augustinus, Pascal, Kierkegaard, die nie vergaßen, daß auf dem Boden des Evangeliums auch d a s K r e u z steht; — o nein, jener ist ganz anders; von ihm muß man sagen, daß er, während er eine Rundfrage des B. T. (Auflage 250.000) beantwortet oder das Vaterland rettet oder Kunstpreisrichter ist, zu gleicher Zeit reiner als Johannes immer am Busen des Herrn ruht. Siehe, hie ist mehr denn Bahr! Aber waren vielleicht nicht doch unter den Wechslern, die Christus aus dem Tempel jagte, auch Agenten der Gesellschaften, in deren Aufsichtsrat der moderne reiche Jüngling sitzt, der auch durch das Nadelöhr so leicht geht, wie ein Kamel in den deutschen Olymp kommt? (Man sehe sich einmal alle die Gesichter im S. Fischer-Katalog an. Ein Spaßteufel scheint ja die Leute zu reiten, daß sie in einem fort sich photographieren lassen, während sie doch, klugerweise, öffentlich zeitlebens Gasmasken tragen müßten.) Aber nein, könnte er sagen, damals freilich machten sie aus dem Tempel ein Kaufhaus, ich aber habe aus der Börse einen Tempel gemacht. Und er hätte recht, das ist wirklich die Umwälzung, unter deren Folgen wir leben. C'est la guerre. Aber, was ist das Ganze, ja, was ist denn das? Es ist ein bißchen keck, es ist sogar so sehr keck, daß der Zorn aufsteigen könnte, wenn der sich doch nicht immer wieder in Lachen auflöste durch die Entdeckung jener substantiellen Dummheit, die unentrinnbar allen Berliner „Westlern" neben ihrer formalen Klugheit zukommt und mit dieser niemals zu verbergen ist, sondern nur immer wieder neu geoffenbart wird. Das ist eine im buchstäblichen Sinn verfluchte Arbeit, das ist die Praxis zur Marburger Philosophie, Fluch und Leid einer ewig unseligen Asymptotik. Sie sehn nicht bloß das Ziel, sondern auch seine Unerreichbarkeit durch sie selbst — sagen nun aber doch, daß das das Ziel sei, weil sie es vor der Welt nicht aushalten, nicht am Ziel zu sein; sie erkennen den eigenen Mangel und die eigene Blöße, sie erkennen aber auch, daß sie sie nie decken und zudecken können — sagen aber doch, daß das die Fülle sei, weil sie es vor der Welt nicht aushalten, die Fülle

nicht zu sein; sie schwindeln ein bißchen und sehn, daß der Schwindel nicht fruchtet, und schwindeln wieder ein bißchen und sehn wieder, daß . . . — sagen aber doch, daß das die Wahrheit sei, weil sie es vor der Welt nicht aushalten, nicht die Wahrheit zu sein. Ach, wer will sie noch strafen, die so sich selber strafen. Hier lassen nicht einmal die Betrüger sich betrügen, während das doch sonst ihre Rettung ist . . . Wer aber offen zugibt, daß es in dieser Welt gar nicht so leicht ist, auf dem Boden des Evangeliums auch mit der Tat zu stehn und deshalb ein wenig Dogmatik als Stütze recht nützlich sein kann; daß auf diesem Boden viele Dinge ganz gewiß nicht wachsen können, die dagegen auf dem Boden der A. E. G. üppig gedeihen; wer es für sicherer hält, in den Behauptungen über die eigene Christlichkeit und Vollkommenheit und Fähigkeit, andre zu lehren, etwas unsicher zu sein, dem wird noch gratis die Erkenntnis geschenkt, wie furchtsam vor dem Urteil der Welt der neue Apostel ist, während es ein unentbehrliches Merkmal des wahren wäre, daß er die Welt und was sie sagt, nicht fürchtet. Jener aber, darüber täusche dich nicht und glaube mir, fürchtet dich und mich und jede Kritik der Zeit. Er wird sich im Tag lieber zehnmal die Hand beschmutzen, als daß er einmal das lobende Urteil des letzten Zeitungsschmierers verschmähte, — dieser Evangelist und Hohepriester der Börse.

Vielem Polemischen, das Kierkegaard hat, ist, um des rechten Verständnisses willen, immer ein Wort voranzustellen, das in den Tagebüchern steht: „Wer ein Korrektiv zu bringen hat, muß die schwachen Seiten des Bestehenden genau und gründlich kennen und dann das Gegenteil einseitig hinstellen, tüchtig einseitig. Gerade darin liegt das Korrektiv und auch wieder die Resignation dessen, der das zu tun hat. Das Korrektiv wird ja in einem gewissen Sinn dem Bestehenden geopfert". Diese Einseitigkeit herrscht nach unsern Begriffen auch in der Fassung — zum mindesten in einigen extremen Ausdrücken — des Autoritätsbegriffes bei Kierkegaard. Er scheint zuweilen auf seine formalste Abstraktion gebracht und jedes Inhalts bar zu sein. Das wäre selbstverständlich niemals die Ansicht Kierkegaards gewesen, wenn es etwa für ihn gegolten

hätte, reiner „Dogmatiker" des Christentums überhaupt zu sein. Er ist das nie gewesen, und es gehört mit zu seiner Größe und seiner Bedeutung, daß er es nie sein gewollt hat. Autorität ohne dahinterliegenden oder ihr immanenten Wert des Guten, deutlicher: der guten Person — eine Karikatur, die in diesen Tagen bei militärischen Verhältnissen im Uebermaß Seele und Auge verletzt und Verbrechen unerhört begeht —, ist faktisch ein eben so großes Unglück, wie die vollständige Aufhebung der g e i s t i g e n Autorität und ihres Begriffes überhaupt, die Kierkegaard in der protestantischen Kirche seiner Tage vorfand, und die auch heute noch das rascher und rascher wirkende Mittel ihrer Zersetzung ist. Aber eines steht fest, und eine überwältigend klare Erkenntnis ist es, daß Autorität eine Qualität und ein Qualitätsbegriff ist, der dem Göttlichen absolut und ewig zukommt und in ihm seine Quelle hat. Autorität gehört zunächst immer zu einer Person; sie ist ohne die Person nicht denkbar und wäre ohne sie nie vorhanden. Kein Naturgesetz hat „Autorität", und sofern man von den Gesetzen des Rechtes sagt, daß sie Autorität haben, ist es auch nur übertragene Rede, die ihren Sinn erst aus der Tatsache bezieht, daß jene Gesetze aus einer Einzel- oder Gesamtperson, einer empirisch sichtbaren oder transzendenten, fließen. Es war nicht bloß eine dichterische Erfindung, daß Plato-Sokrates die Νόμοι personifizierte. Autorität ist eine Qualität, die Christus unbedingt zukommt und niemals von ihm getrennt werden kann. Wohl gibt es viele Wege der Dialektik und der Kunst und der eindringlichen Predigt, die zur Erkenntnis, zur Einsicht in die Wahrheit und die seligmachende Wirkung der Gebote und zum Glauben führen, und Christus ist diese langen Wege, lang wie die göttliche Geduld, alle gegangen und geht sie immer wieder mit jedem neuen Geschlecht, aber über den Inhalt selbst der Gebote gab und gibt es keine „Diskussion" und kann es mit ihm nie eine geben; in ihnen spricht der, welcher von sich sagte, daß er von Herzen demütig sei, nunmehr kategorisch als der „Herr", mit absoluter Autorität, κατ' εξουσιαν. Es ist ja bei allem Christlichen dieses geheimnisvolle Zusammensein von wahrer Demut und wahrer Herrschaft, das dem einfältigen Gläubigen kein

Kopfzerbrechen macht, an dem aber die bloß menschliche Klugheit sich noch immer den Kopf zerbrochen hat. In der letzten göttlichen Autorität aber ist kein Unterschied mehr zwischen dem göttlichen Willen, weil es gut ist, und dem Gutsein, weil es der Wille Gottes ist; und auf Seiten der Erkenntnis zwischen: es ist wahr, weil es Gottes Wort ist, und ist Gottes Wort, weil es wahr ist. Autorität und höchster Wert sind hier identisch. Doch ist es nicht eine Identität im Sinne der Logik, die für die äußere Welt und die Region des Mathematischen gilt, wo sie ein ununterscheidbares Zusammenfallen ist, sondern es ist eine Identität im Sinne des christlichen Mysteriums, wie zum Beispiel auch bei der Doppelnatur Christi, der Trinität, wo sie wohl unbedingt, aber doch ein geheimnisvolles Unterscheiden und Ineinander ist.

In unsrer Auffassung, da wir für übernatürliche Wahrheiten schwach sind, können, so lange wir lernen, beide Qualitäten auseinanderfallen, so daß man auf dem Wege zum Glauben zwei Typen von Menschen feststellen kann. Die einen gelangen zu ihm zuerst durch die Erkenntnis der „Autorität" Gottes, die andern durch die des Wertes Gottes. Hiob mußte erst unter die Erfahrung sich beugen, daß Gott der allmächtige Herr ist, der will, wie er will, aus dessen Händen keine Flucht möglich ist, ehe er aus einer traditionellen ungesicherten Frömmigkeit zur wahren Gotteserkenntnis kam und zum Glauben, daß Gott gut und gnädig ist. Nicht anders lernte Kierkegaard, der lange wider den Stachel lökte, Gott erkennen. Sein religiöses Erlebnis war zuerst das von der Allmacht Gottes: „Keiner weiß, wo dieser Gewaltige wohnt, so daß man zeigen und sagen könnte: sieh, hier ist sein Thron; so daß man durch die Lande reisen könnte, bis man vernähme: sieh, hier ist seiner Herrschaft Grenze. — Denn er wohnt nicht als mein Nachbar an meines Reiches Grenze; er umschließt nicht mein Reich, wie der Graben des Meers und der Wall der Berge. — Und niemand weiß von ihm, wer sein Vater war, und wie er die Herrschaft bekam, wer ihn das Geheimnis seiner Macht lehrte. — Und er hat keinen Ratgeber, dem man sein Geheimnis für Gold abkaufen könnte: keinen, zu dem er sagen würde: was soll ich tun? keinen,

der zu ihm sagen dürfte: was machst du? — Er hat keine Späher, die ihm die Gelegenheit ausspähen müßten, so daß man sie fangen könnte; denn er sagt nicht ‚morgen', er sagt immer nur ‚heute'. — Denn er macht nicht wie ein Mensch Vorbereitungen, und seine Vorbereitungen geben dem Feinde keine Frist; denn er sagt: ‚das geschehe', und so geschieht es" — ehe es auch das beseligende von der Liebe Gottes wurde, so daß all sein Beten, sein ganzes Verhältnis zu Gott überhaupt nurmehr ein unaufhörliches Danken ward. In allen nur menschlichen und irdischen Beziehungen fallen Autorität und Wert so fortwährend auseinander, daß ein guter Teil der Geschichte unter die Formel zu bringen ist: Autorität ohne Wert und Wert ohne Autorität, mit der Möglichkeit unendlich vieler Grade. Wo eine dieser Qualitäten, die beide ihre letzte Quelle in Gott haben, ganz verfehlt und auch sogar theoretisch, in der Lehre, beiseite gelassen oder unterdrückt oder gar nicht mehr gesehn wird, wirkt das immer wie eine Kastration des Geisteslebens und verlangt das „Korrektiv", das tüchtig einseitige Hinstellen des Gegenteils. Ein geistiges Leben, in welchem Autorität ohne Wert (der Personen!) herrscht, stockt und wird hart; ein Leben, in welchem der Wert so viel gilt wie der Unwert und beide sich neben einander einmal ruhig „ausleben" sollen: es wird sich dann schon von selber das rechte entwickeln, wird zum Brei und zur Suhle wie die offizielle protestantische Kirche und Theologie. Um es gleich zu sagen: ich weiß es aus der gewissesten, mich stärkenden und beglückenden Erfahrung, daß es unter den Protestantischen, die ja auch Evangelische heißen, wahrhaft evangelische Menschen im Verborgenen gibt; die werden wieder das Salz der Erde sein, das Licht der Welt sein in den Tagen der Finsternis, die nun über Europa heraufziehen. Sie haben auch gegenüber ihren katholischen Brüdern die rechte Stellung; sie erfüllen das edle Wort Möhlers, daß der wahre Wettstreit der beiden Konfessionen nur die Verherrlichung Christi sein sollte —: sie verherrlichen Christus. Ich weiß auch, daß die Evangelischen vor nicht langer Zeit zwei Führer den Suchenden geschenkt haben, die alle Kultur und Kunst und Literatur dieser Zeit lange, lange überleben werden: Blumhardt, der fast ein Heiliger war,

und Hilty, der wie Abraham ein Freund Gottes war, einer der weisesten Männer aller Zeiten, weise geworden durch den Glauben an den gekreuzigten und auferstandenen Christus. Das weiß ich, und neben ihnen bin ich nicht viel, ein Knecht, der Platz schafft, ehe er zur Ruhe Gottes einkehrt, die auch ihm verheißen ist. Aber die offizielle, publizistische protestantische Theologie und Kirche ist Schmach und Elend. Die Harnack und Troeltsch christliche Theologen zu nennen, ist doch eine Schmeichelei, die sogar für den Geschmack deutscher Geheimräte etwas zu plump sein sollte, als daß sie sie annehmen könnten. Sie dürften sich ja mit Recht Gelehrte, Philologen, Historiker, Soziologen und weiß Gott was nennen. Sie können gut Griechisch, aber Wilamowitz, der Feldwebel als Apollon, kann wahrscheinlich noch besser Griechisch und ist vielleicht deshalb ein noch besserer, christlicher Theolog! Wenn einer zu diesen Leuten ginge und fragte, was er nun als Christ unbedingt zu glauben habe, meinst du, sie würden es ihm, wie es sich gehört, kategorisch sagen, o nein, sie würden in die ärgste Verlegenheit kommen. Kann mir einer, der das Wesen des Christentums von Harnack gelesen hat, sagen, was eigentlich das Wesen des Christentums sei? Er trete vor! Ich habe nur den Eindruck gewonnen, daß das Buch ebensogut von Sven Hedin geschrieben sein könnte (selbstverständlich könnte Harnack, auch ohne in Tibet gewesen zu sein, die Bücher Sven Hedins geschrieben haben; ich will nicht ungerecht sein). Die Propheten Jesaias und Jeremias hält Herr Troeltsch für Waisenknaben der hohen, heute bei uns geltenden Ethik. Sie waren nur die Verkünder der „Nebenethik eines primitiven Bauernstaates" (erfinde das einmal einer!), ein bißchen aufgeregte und polternde Leute, auf die eine so harmonisch ausgeglichene Persönlichkeit wie Herr Troeltsch hoch vom Katheder eines Berliner Hörsaals heruntersehn kann. Welch ein Schauspiel! Als ob einer an Christus glauben könnte, der vom heiligen Geist der Propheten nichts gespürt hat! Man könnte auch die Bemerkung machen, daß der primitive Bauernstaat mit der Nebenethik jener so wenig einverstanden war, daß er diese lieber in die Grube warf oder steinigte, als daß er sie zu Geheimen Räten machte, während ein höchst komplizierter Mili-

tär- und Industriestaat Herrn Troeltsch für die wackere Konstruktion seiner Nebenethik sicher noch zur Exzellenz machen wird. Ob aber das doch nicht der Beweis wäre, daß es sich um Ethik-Ersatz handelte, und ob Herr Troeltsch auch nach seinem Tod für einen Propheten gelten wird? Freilich, wer so etwas sagt, ist ein ungebildeter Rohling. Gut, meinetwegen. Ich habe nie den Ehrgeiz gehabt, ein Knecht jener Höflichkeit zu sein, die nur Furcht ist des Kommis, einen Kunden, ich will sagen einen Leser, das hochgeehrte gebildete Publikum: meine Damen und Herren anzustoßen oder zu verlieren; einer Bastardhöflichkeit, die vom Ideal heidnischer Humanität gleich weit entfernt ist wie von der Güte des Heiligen. Dennoch! sollte es in der großen offiziellen Kirche nicht einen geben, dem es ekelt und graut vor dem Gedanken, daß eine ganze Generation junger Theologen unterrichtet und „gebildet" wird von einem solchen heillosen Schwätzer; daß ein solcher heilloser Schwätzer als Leuchte der Theologie gilt? Wahrlich sonst konnte man doch sagen, daß es die Art der Menschen sei, einen Propheten zwar, solange er lebt, zu steinigen oder zu verhöhnen, ihm aber, sobald er tot ist, die schönen Grabmäler zu erbauen. Siehe, das kann man nun auch nicht mehr sagen. Wie grauenvoll verheerend wirken doch die Gase der „Bildung"! Wo sie über eines Menschen Herz und Hirn hinstreichen, ätzen sie auch noch die letzten Reste des Menschlichen weg, auch noch jenes Allzumenschliche, das doch der Hebel zur Umwendung sein kann. — Es ist ja eine alte Erfahrung, daß in keiner andern Wissenschaft ein solches Flunkern und Schwimmen möglich ist wie in der Theologie, eben weil sie es mit der transzendenten Sphäre der Offenbarung zu tun hat; aber ein so groteskes Elend oberflächlicher Biederkeit, wie heute in der protestantischen Theologie, war doch nicht vorauszusehn. Sie kennt ihren Gegenstand überhaupt nicht mehr, sie weiß nichts mehr von ihm, sie kennt eine absolute transzendente Sphäre nicht mehr und redet deshalb von hundert und tausend Dingen, bloß nicht von denen, die sie eigentlich angehn. Das ist nun wirklich in keiner andern Wissenschaft möglich. Es ist ja, wie wenn der Mathematiker das Reich der absoluten Zahlen nicht mehr sähe; dann wird er

auch bald von den Ubooten sprechen, vielleicht gut Griechisch lernen, vielleicht auch Hebräisch aus Langeweile. Man sollte ja meinen, daß das immer neue Wunder der Gnade geborenen Denkern — das müßten Theologen ja sein, und wenn sie es nicht sind, sind sie eben νοῦσοι — immer etwas zu denken geben müßte. Aber du wirst von ihnen höchstens erfahren, was andre oder auch nur daß andre über die Gnade nachgedacht haben. Und selbst das wirst du schlecht erfahren, so daß du mißtrauisch sein mußt. Sie aber haben Wichtigeres zu tun, viel Wichtigeres. Soll ich von ihren großen Taten im Krieg erzählen? Ich wills. Das „Eichenlaub mit Schwertern", das die philosophische Fakultät sich verdiente, indem sie ihre friedlichen Lorbeeren einem Dutzend Generälen für gutes Trommelfeuer schenkte, ließ ihre Schwester von der Theologie nicht schlafen, wiewohl sie doch, wie gesagt, gerne schläft und es, wenn sie sonst nichts kann, sogar besser wäre, sie schliefe weiter. Aber sie wollte in der großen Zeit auch Ehrendoktoren haben. Da versteht man nun freilich nicht recht, warum sie nicht dasselbe Dutzend Generäle für gutes Trommelfeuer zu Ehrendoktoren auch der Theologie gemacht hat. Schade! Doch fand die evangelisch-theologische Fakultät von Münster einen Ausweg, aus Anlaß des Krieges, an dem diese Theologen mehr als ihnen einmal lieb sein dürfte, beteiligt sind, zu einem Ehrendoktor zu kommen, indem sie dazu einen strebsamen Beamten machte, weil er gerade Reichskanzler geworden war. Nun gebe ich ja zu, daß es eine Leistung war, wenn man so aussieht wie Michaelis, auf die Aufforderung des Photographen: bitte, recht freundlich! plötzlich ein Gesicht: bitte, wie Bismarck! machen zu können. Immerhin — ist es ein Verdienst um die Theologie? Ich hab in diesem Fach im Variété schon bessere Nummern gesehn, die deshalb doch nicht Ehrendoktoren der Theologie, ja nicht einmal deutsche Reichskanzler geworden sind. Oder liegt die Sache ganz hinterhältig fromm? Sollen wir erbaut werden durch den Gedanken, wer hier wohl demütiger war und geringer von sich selber dachte: die evangelische Fakultät, die den Titel verlieh, oder der evangelische Mann, der ihn annahm?

Herr Brandes hat von seinem Standpunkt aus, wenn wir die absolute Plattheit auch einen Standpunkt nennen sollen, mit Recht Kierkegaard vorgeworfen, daß er sich um D. Fr. Strauß, der doch ganz Europa in Aufregung versetzte — so was versetzt Herrn Brandes immer in Aufregung, wiewohl ihm das doch auch mit Leichtigkeit gelungen ist: es ist ja ein gutes Europa —, so ganz und gar nicht gekümmert habe. Und in der Tat, seine Geringschätzung des abtrünnigen Flachgeistes war ein souveräner Gestus; aber noch größer war schließlich doch seine Geringschätzung einer Kirche, die mit jener Mediokrität nicht einmal fertig wurde und gar nicht mehr die Sphäre kannte, mit deren Waffen solche Angriffe abzuwehren sind. Die offizielle protestantische Kirche ist ganz sicher nicht „das Reich Gottes", aber sie hat auch, wiewohl das dann doch unbedingt nötig wäre, nicht ein einziges Dogma, an das sie unerschütterlich glaubt, das unbedingt feststeht. Das nennt sie Entwicklung, Fortschritt, Werden; aber in Wahrheit ist es einfach Auflösung. Man stelle sich einmal Luther vor, wenn in seinen Zeiten ein paar so lächerlich subalterne Menschen wie Traub, Jatho und Konsorten — man sehe wieder die Gesichter an! Es lebe die Physiognomik! — als Reformatoren und Emporentwickler aufgetreten wären! Dieses letzte namentlich, das Emporentwickeln, hätte ihn in Raserei versetzt. Die protestantische Kirche kommt durch ein paar ehrsüchtige Dummköpfe und Feuilletonisten, die Zeitungen haben, ins Wanken. Wohl gibt auch sie heute den artigen Patronen das wirkende Relief, da diese, wenn sie nur als Privatleute, ohne Amt, so wie ich, aus reinem Interesse für die Sache, etwas über die Kirche, dafür oder dagegen, sagen würden, weder im Berliner Tageblatt noch in der Frankfurter Zeitung ein Feuilleton untergebracht hätten —: so dumm sind sie und so unbedeutend. Aber als rebellierende Pfarrer, die trotzdem im Amt bleiben — der einzige Redliche und Reinliche war Schrempf —, locken sie die Aasgeier an von überallher. Nun braucht für sie nicht mehr der Geist zu zeugen, jetzt tuts die Zeitung. — Die vollständige Abschaffung des geistigen Autoritätsbegriffes und der Unterscheidung der Sphären hat der protestantischen Theologie noch eine

andre nette Frucht beschert: die absoluten Schundromane, die im Zeitalter der Schundromane erschienen sind und für gewöhnlich den Titel tragen: Das Leben Jesu. Irgendein Privatdozent oder Theologieprofessor oder Pfarrer, deren letzter Hörer oder Dienstmädchen oder Ehefrau mit Recht die Möglichkeit bestreiten würden, von ihnen „psychologisch erklärt" zu werden, erklären psychologisch den Gottmenschen, den Stifter der Religion, die sie zu verkündigen haben. Und sie gehn dann gleich ordentlich ins Zeug; verstehn tun sie ja alles, finden einiges aber doch recht bedenklich, nicht mehr zeitgemäß, perfektibel, entwicklungsfähig, namentlich an der Ethik, da stimmt schon gar nicht alles; da ist einiges übertrieben, „paradox", und dann doch wieder selbstsüchtig, ja, man stelle sich nur vor, sogar eudämonistisch: man tut das Gute, ehe man es um seiner selbst willen als Vollkommener tun kann, man tut das Gute — um selig zu werden, ja, so was! Der, welcher als der „Herr", dem alle Macht gegeben ist auf Himmel und Erden, in die Welt und die Geschichte eingetreten ist, bekommt von Leuten, von denen weder du noch ich, die keine Heiligen sind, eine Einmischung in ihr privates oder öffentliches Leben vertrügen, Zensuren und Berichtigungen; doch beziehn die Leute ihre Gehälter als „christliche Lehrer" weiter und bleiben weiter in der Kirche. Was „glaubt" die nun eigentlich? Es ist schon Gotteslästerlicheres und Gefährlicheres im Christentum geschehn —: Peinlicheres und Dümmeres nie!

ANTON SANTER: STOISCHE EPISODE

ZWEITER TEIL: DAS BERGLAND

1.

Eines Morgens in dem Tale
war mit mir die alte Freude.
Durch Gewölk, im Sonnenstrahle
stieg sie auf die blumige Weide.

Spielerische, helle, trübe
Stunden waren schon vergangen.
Daß ich die Erinnerung übe
hatt' ich vieles eingefangen.

Da verstieß ich alle Bilder,
die ich sonst von anderen machte,
dankbar in der Welt und milder.
Liebe ohne Spott erwachte.

Und ich sagte: Siehe, selber
bist du nur das Spiel der Stunde.
Ohne Blumen, Bächlein, Kälber,
ohne diese Luft im Munde,

die von kalten Bergen fließet,
ohne Sonne an den Händen,
ohne Gras, das zitternd sprießet,
könntest du dich einwärts wenden?

Wie du tust in dieser Fülle
aller klaren schönen Dinge,
wie du tust in dieser Stille,
daß dein Danklied draus entspringe.

Sei es denn nicht mehr als jedes,
das in bunten Menschenzeiten
satt des bitteren Geredes
Lob singt leeren Himmels Weiten.

2.

Schweigsame, wie Grün der Tannen,
aller Farben meist verschwiegne:
wo die schnellen Bäche rannen,
weißer Starre jäh entstiegne

Einsamkeit, ich hab dich wieder,
alte Schule aller Zeichen,
und ich kenn' die Dinge wieder,
welche ganz mein Herz erreichen.

Grau wie Blei in kalten Massen
ohne stete Form zerfallend
starren Berge, in den blassen
Wolken Steinschlag widerhallend.

Zwischen heller Kalke Zinken
öffnet sich die blaue Tiefe.
Dünste steigen und versinken
an der alten Platten Schiefe.

Almen weiß ich, Hausgeräte,
Hirten, weiße Milch und Gluten,
blauen Rauch, Heudüfte späte,
Rast am Pfad mit Schwerbeschuhten.

Klare Wasser, blumige Rasen,
silberige Birkenzweige,
kleine Dörfer, ferne Straßen,
mürbes Kreuz am leeren Steige.

Frauen, näher allen Kindern
als mein Herz, das beide findet.
Andrer Glück, das Leiden lindert,
und das Band, das alle bindet.

Bildern ohne andre Meinung
als daß sie wie Bächlein kommen
in die Wüsten der Verneinung,
kann kein kluges Ordnen frommen.

Was die Zukunft weiter trage,
ist bezahlt mit diesem Frieden.
Daß ich alles Künftige wage,
ist mir Gegenwart beschieden.

3.

Mischlingland mit Seen und Bergen,
Jesu Bergland zu vergleichen.
Viele ihren Traum verbergen,
wollen wachend anderen gleichen.

Daran gehen sie verloren —
oder bleiben sie erhalten,
weil doch über allen Toren
die geglaubten Mächte walten?

Bin dem kleinen Land entstiegen,
vielgereist, unbodenständig
wie nur je, und Wünsche siegen
fernererbte, nun lebendig.

Aber wenn ich also wache
und mein Schlummerlied noch liebe,
mach ich dich zu meiner Sache,
Heimat vieler trüber Triebe.

Mache dich zu meiner Sache,
werbe fast um dich wie andre,
wenn ich an den Türen sage:
Nur mein Amt ist, daß ich wandre.

Wanderte, um ganz zu sehen,
ob ihr je zuhaus gewesen.
Nichts kann ohne Sinn geschehen,
und hier kehren fremde Besen.

Also helft es mir besinnen
und an Früchten spät erkennen:
Was in Träumen wir beginnen,
werden Wachende zertrennen.

4.

Anders als zu anderen Zeiten,
ohne Berge, aus den Massen
nächtiger Wolken, mondiger Weiten
funkeln der Gebirgstadt Gassen.

Winde stoßen in das Trübe,
schwarzen Waldes Zeilen starren
in verwandeltem Gefüge
zwischen Mondes weißen Barren.

Gleiche Nacht in jenen Wäldern
schwang die Bäume hin und wieder
über gelben Lichterfeldern,
löst Undines weiße Glieder.

Jäher Regen rinnt am Fenster,
rauhen Berges Winde wehn,
fegen allerlei Gespenster
fort auf Nimmerwiedersehn.

Nur Undine dürfte bleiben
jener gleichen Nacht zuliebe,
Mondes Süchte zu beleiben,
daß ich keine Verse schriebe.

Nun, wozu in diesen Jahren
als daß ich von Andrem schöpfe
bin ich kreuz- und quergefahren,
Kreuz- und Querkopf aller Köpfe.

Leire und verwerf es wieder,
atme ein und aus und esse,
schind und pflege meine Glieder,
wache, träume und vergesse.

Mond, der Lehrer der Gezeiten,
webt mir Kleider kalt und silbern,
seine weißen Einsamkeiten
weiß kein roter Mund zu schildern.

Nur Undine dürfte bleiben
jener gleichen Nacht zuliebe,
meine Träume zu beleiben,
daß ich keine Verse schriebe.

5.

Blassem Kalkgebirg genüber,
halbgarem Gestein der Erde,
dehn ich meine faulen Glieder
am kristallgefügten Berge.

Flechten, Beeren, Alpenrosen,
rauher Teppich rauhem Steine.
Mit den menschenseelenlosen
Bäumen trink ich heiße Scheine.

Zwischen nassen Wolkenballen,
zwischen leisen Schleierregen
strahlt die Sonne unter allen
jedem seinen Teil entgegen.

Ist genug, daß Augen weiden,
aus der tiefen Fülle wählen,
Farben schaffen, Farben leiden,
Linien finden und beseelen.

Schließ die Augen, hör das Rollen
hoher Donner, folge gerne
diesen gütlich unmutvollen
alten Göttern in die Ferne.

In dem feuchten Moos der Quelle
sucht und sinnt die Hand, es treiben
Träume mit der Zeiten Schnelle —
Träume werden aus uns beiden.

Lange strahlt die volle Sonne,
Lüfte lodern, Dämpfe steigen.
Goldner Fliegen tolle Wonne
ringt um mich den jähen Reigen,

Aases Dünste freudig ahnend —
niemand weiß, wieviel zu frühe —
an die guten Dinge mahnend
mitten in des Lebens Mühe.

Sucht ihr Äser, such ich Zeichen.
Jeder ist für sich und andre.
Wär es gut, nur sich zu gleichen,
wüßte ich, wonach ich wandre.

6.

Wenn die rechten Zeiten kommen,
blauer Himmel, sanfter Wind,
wird ins Unterland geschwommen,
wo die blonden Baiern sind.

Frohe Wirtschaft ist die Erde,
Kreuz und Leiden nicht vergessend
wachst und springt die wackre Herde
schaffend, betend, paarend, essend.

Bauernarbeit, harte Hände,
blaue Blicke, ziere Hüte,
deutsches Zaudern an der Wende,
Roheit, alter Kinder Güte.

Farbiges Chaos, zu erfreuen
seine geistlichen Versteher.
Kinder sündigen und bereuen,
Andere meinen sich Gott näher.

Bäche sanften, vollen Tones
in den breiten Schluchten fallend,
Farben voll zeitlosen Lohnes,
Schellen satt und ruhsam schallend.

Breite Dächer, bunte Blumen,
Höfe, ledige Kinder nährend,
sonniges Holzwerk, Bienen summen
ganz Gescheite noch was lehrend.

Leute, die in Kirchen lachen,
deren Einfalt Gott nicht ändert,
Hennen, die sich nichts draus machen,
steife Hütlein langbebändert.

Eines blonden Kindleins Wangen,
das schon Meister Dürer kannte.
Seine Ärmlein, sie umfangen
das in mir noch ihm Verwandte.

7.

Unter einem Baume hausend,
von der Grüne rings umschlossen,
gern im Oberlande hausend
denk ich keinerlei Genossen

als die andern alle gerne. —
Ich bin nichts, was wir sonst wissen.
Es vergeht der Werktag ferne,
wo wir solche Ruhe missen.

Es vergeht die Lust zu schwatzen
und entsteht die Lust zu finden,
was die Spatzen und die Katzen
für geheime Bänder binden.

Kluge haben Gott gefunden,
welcher alles weise richtet.
Was verbleibt davon in Stunden,
wo sich diese Welt verdichtet?

Tiefe Bilder, leise Fugen
schöner Töne ohne Dinge,
und die Tröstung für die Klugen,
daß nur Bruder Narr da singe.

Wie aus grünem Sammt gebogen,
ohne Felsen, ohne Bäume,
liegen Matten überflogen
von den Schatten hoher Räume.

Weiß wie Wolken in dem Grünen
liegen Dörflein ohne Straßen.
Rings auf den smaragdnen Dünen
und im Dorfe Rinder grasen.

Wie in jedem Weltenbilde
wär ein Wunder hier bereitet,
wär ich dieser Hirtenmilde
Meister, der das Wunder leitet.

So gedenk ich jener Brüder,
die für mich das Schöne tun.
Weiße Wolken fliegen über:
Seelig ist es, so zu ruhn.

8.

Blaues Achenseegestade
die Erinnrung widertönte:
fremder Meere, fremder Pfade
ewige Wehmut unversöhnte,

bis der klare Tag mir tagte,
wo es einmal sich erfüllte,
daß ich zu der Tiefe sagte:
du bist selbst das Unverhüllte.

O du Kind an meiner Seite,
das ich liebe, weil es trauet,
das in allzuweiter Weite
noch das Haus für mich erbauet.

Des Gebirges junges Leben,
den Geschichten oft entzogen,
hat sich mir anheimgegeben
und den Ritter Tod betrogen.

Ja, ich halte Lebens Hülle
und ich habe seine Liebe
und ich hör die tote Stille,
welche aller Weisheit bliebe

ohne dich, geliebtes Leben,
tief aus unbegriffnem Willen
meiner Seele hingegeben,
die Gedanken nimmer stillen.

Noch einmal vor letzten Dingen
neut sich meine Kunst zu lachen.
Ohne andre Deutung singen
Vögel, die mich glücklich machen.

Blauer Fläche Spiegel bergen
Tiefes, Banges, Ungebornes,
Auf der Bläue führen Fergen
Schönes, Altes, Unverlornes.

Leide, was dir Gott verhänge,
und entscheide all dein Wesen,
wie du mußt, in letzter Enge:
Auch das Schöne ist gewesen.

CARL DALLAGO:
DAS CHRISTLICHE UND DAS SOZIALE

(„Der große Unwissende"; II. Teil, Kap. 6)

Ein Maientag, der lebt, was er aussagt. Der Zeitenring grauer Wochen, in Schnee und Regen gehüllt, ist durchbrochen. Sonne liegt wiederum auf Berg und Tal, und weitum leuchten grüne Fluren. Die aufsprossende Landschaft ist wie umworben von der männlichen Reife des Frühlings. Alles erhält seine Tätigkeit von einer Macht, die nicht faßbar ist. Dieser Macht muß der Mensch ebenso wie der Grashalm untertan sein, soferne er willens ist, sein Dasein der Bestimmung zuzuführen, die ihm von seinem Schöpfer, als dem Quell jener unfaßbaren Macht, zugedacht ist. Und je geistiger, je religiöser ein Mensch ist, umso mehr muß er gewillt sein, diese Bestimmung zu erfüllen. Denn das Religiöse als das Geistige offenbart sich existenziell im Menschen dadurch, daß es ihn der Anordnung des Schöpfers unterwirft.

Je mehr Unterwerfung in diesem Sinn, umsomehr auch Betätigung des Religiösen. Völlige Unterwerfung entspräche daher einem völligen Aufgehen in eine Anordnung von jeher, in eine Ordnung, an die keine äußere Macht heranreicht, in eine Ordnung, die den Menschen, der in sie aufgeht, so beschaffen sein läßt, wie er von Gott gewollt ist. Hier zeigt sich dem Menschen auch die Wegrichtung, die einzuschlagen er bereit sein muß, soferne er nur wahrhaft bestrebt ist, das Religiöse in sich zur Herrschaft zu bringen.

*

Das Christliche ist zweifellos ein Geistiges als ein Religiöses. Die Frage ist nur, ob es d a s Geistige ist, das heißt: ob es das vollendet Religiöse als das unabänderlich eine Geistige von jeher ist, das den Anschluß an Gott lebt? Mit dem Wachstum meiner Abhandlung wird wohl auch dieser Frage noch mehr Antwort werden. Hier sei nur bedeutet, daß ich in meiner Unvollkommenheit und entsprechend meinem Glauben dieses

Christliche als ein höchstes Geistiges ansehen muß, wie ich es auch bisher getan habe. Welcher Mensch dürfte sich auch herausnehmen zu behaupten, daß das Christliche Christi nicht diese höchste geistige Beschaffenheit aufweise?

Das Letzte und Entscheidende, von dem meine Abhandlung im Grunde bewegt ist, ist daher: Das Aufgeben des Christentums als Religion durch Loslösung des Christlichen von Kirche und Kirchentum, und der Vollzug dieser Loslösung dadurch, daß das Christliche erkannt wird als das Geistige und Religiöse. Denn heute drängt die Zeit zur Entscheidung. Und eine sogenannte christliche Religion, die sich diese Welt, der das Reich Christi ferner als je liegt, bis zur Schöpfung einer „christlichen" Welt erobert hat, in der mehr als je und unnötiger als je der Massenmord allgemein als Pflicht ausgerufen und betätigt wurde — die Blutspur des Weltkriegs ist noch nicht verwischt —, in der das Christliche völlig versagt und das Leben Formen angenommen hat, die vom verdorbensten Heidentum nicht in den Schatten zu stellen sind: eine sogenannte christliche Religion, die von einer solchen „christlichen" Welt offiziell behütet und von der wiederum diese Welt „christlich" belehrt wird, ist reif für den Untergang.

Darum gibt es hier nur mehr ein Entweder-Oder. Entweder ist das Christentum, als das Christliche an sich, ein Faules und Verwerfliches, oder das Christentum als sogenannte christliche Religion, die sich die zivilisierte Welt erobert hat, ist etwas ganz anderes als jenes Christliche an sich. Denn gewiß ist: daß das Christentum dieser zivilisierten christlichen Welt im besten Fall geistiger Kehricht und reif für den Wegwurf ist.

Es frägt sich nun: Ist diese sogenannte christliche Welt eine Frucht des Christentums als des Christlichen an sich oder eine Frucht des Christentums als eines Kirchentums. Der geistige Gehalt der Evangelien verneint entschieden das Erste. Denn etwas, das als „christliche Welt" schon mit jeder Bewegung, ja mit jeder Aeußerung und jedem Gedanken, jenem geistigen Gehalt, als der Lehre Christi, zuwiderläuft, kann sich wahrlich nicht als die Frucht dieser Lehre ausgeben. Anders steht es mit dem

Christentum der Kirche, die bereits Welt sein muß, ehe sie als offizielle Kirche in Erscheinung treten kann. Die „christliche Welt" erweist sich demnach als eine Frucht des Christentums, wie es von der sogenannten christlichen Kirche gezüchtet wurde.

Der Ekel vor solcher Frucht könnte einen tief wahrhaften Menschen wirklich zur Abkehr, ja zur Verwerfung von allem Christlichen verleiten. Das mag für die geistige Verfassung eines Menschen immerhin verwirrend sein. Denn auch in solcher Abkehr läge noch nicht die gewollte Abkehr vom Geistigen und Religiösen und demnach — wenn auch unbewußt — auch nicht die Abkehr vom eigentlichen Christlichen Christi, das eben von dem Geistigen als dem Religiösen nicht zu trennen ist. (Ein Beispiel der Verwirrung durch solche Abkehr gibt Nietzsche. Der schon durch seine Wahrhaftigkeit große Denker mußte sein Scheitern in der Auffassung des Christlichen durch Zersplitterung seines inneren Selbst büßen. Er nahm wohl diese „christliche Welt" für eine Frucht des Christentums als des Christlichen an sich. Sein Ekel machte es ihm unmöglich, hier zu unterscheiden. So sah er kurzsichtig das Christliche, anstatt des Weltlichen und Kirchlichen, als Widerpart zum Geiste und bekämpfte auch dieses Christliche, das vom Geiste niemals loszulösen ist; und bekämpfte und zerschlug damit im Grunde nur sich selber, seine wahrhaft religiöse Natur.)

Aber die Kirche ist vom Geiste loslösbar. Sie, die an sich niemals mit dem Geiste eines sein kann, weil sie als Institution oder als System oder als was immer sie sich zur Geltung bringt, immer auch eine weltliche Einrichtung darstellt; sie, die sich höchstens als Vertreterin des Geistigen oder Christlichen aufspielen kann, wobei sie jedoch beständig sich selber im Wege sein muß und zwar umsomehr, je offizieller sie als Trägerin oder Vertreterin dieses Christlichen auftritt; sie, die Kirche, hat nun freilich im Verlauf ihrer Entwicklung bis zum Einswerden mit dem Staate das Christliche als das Geistige und Religiöse völlig aus sich verloren, und so ist ihr nur mehr die sogenannte christliche Religion in der Hand verblieben.

Heute, nach mehr als neunzehnhundert Jahren christlicher Zeitrechnung, müßte die Frucht dieser sogenannten christlichen

Religion am Stamme der sich christlich nennenden Menschheit aufgegangen und ersichtlich sein. Denn innerhalb eines so großen Zeitraumes muß auch die tiefste Geistessaat zum Aufgehen kommen und Frucht tragen, wenn sie nicht inzwischen abgestorben ist. Das Geistige kann aber nicht absterben, es kann nur verweht werden. Die sogenannte christliche Religion jedoch wird heute noch von der Kirche auf den Erdenwandel Christi zurückgeführt; so beansprucht sie, die rechtmäßige Geistessaat zu sein, und sie hat innerhalb des genannten Zeitraumes in der Tat so fruchtbaren Boden gefunden, daß sie im Bereich der sogenannten zivilisierten Völker allgemein offiziell herrschend geworden ist. Die letzte wahrnehmbare Frucht auf diesem Boden aber ist der Weltkrieg.

Der große Seelenfriede der Evangelien steht solchem Ergebnis als der denkbar größte Gegensatz gegenüber. Er führt wohl auch heute noch da und dort, abseits der Welt, in vereinzelten Menschen sein verborgenes Leben. Aber ein solches Leben ist vereinzelt, mehr oder minder, gewiß auffindbar zu allen Zeiten und bei allen Völkern, nicht erst seit der christlichen Zeitrechnung. Nur seine wahrnehmbare letzte Vollendetheit erscheint mit Christus gegeben, als mit einem Menschen nach dem Wohlgefallen Gottes oder wie er von Gott gewollt ist.

*

Meine Darstellung hat gesichtet. Der Weg zu den Evangelien führt nicht zur Kirche, deren Wege — als Wege einer sogenannten christlichen Religion — immer wieder zur Welt als dem Reich der Veräußerlichung, das ist: der geistigen Einkerkerung, führen, der das Reich Christi als das Reich der Verinnerlichung, das ist: der geistigen Freiheit, am fernsten liegt. Die ungeheure Fälschung des Christlichen durch die Kirche tritt immer mehr zutage. Nicht das Christliche Christi ist seit neunzehnhundert Jahren auf uns übergegangen, sondern die zunehmende Verweltlichung der Kirche hat innerhalb dieses Zeitraumes das ursprünglich Christliche, als das Geistige und Religiöse von jeher, immer mehr aus sich verloren und schließlich — religiös gesehen — ein offiziell Kirchliches dafür ausgegeben,

das heute allen Wandlungen dieser Welt unterworfen ist. So erst — als ein völlig verweltlicht Kirchliches — konnte dieses neue Kirchenchristliche mit der Zivilisation, als mit dem Verfall der Menschennatur, Hand in Hand gehen. Und als dieser Verfall schließlich zu offenkundig wurde — wie unsre Zeit ja furchtbar dargetan hat — trieb die Kirche es sogar soweit, daß sie die Verfallsidee einer völlig verdorbenen Welt: durch äußeres Stützen ein verfallenes Innres wieder aufzurichten, wie einen Rettungsanker aufgriff, indem sie sich entschloß, s o z i a l zu werden. Und so haben wir heute das widernatürliche Schauspiel, daß das „Christliche" von politischen Massen getragen erscheint, die sich „christlichsozial" nennen, geführt von der offiziellen christlichen Geistlichkeit, immerzu nach einem Platz an der Sonne dieser Welt strebend, immer bereit zu wollen, was die herrschende Macht will, kurz das soziale Gang und Gäbe vertretend bis zur Sozialisierung des Christlichen, man bedenke: des Christlichen als des Geistigen und Religiösen — eine Vermessenheit, die ihren letzten Ausdruck in dem Ansinnen findet, daß der Mensch, um christlich oder religiös zu werden, erst Menge werden müsse.

*

Was aber das Christliche als das Geistige und Religiöse kennzeichnet, ist: d a ß e s n i c h t s o z i a l i s t. Ja, es ist existenziell d a s A n t i s o z i a l s t e, das sich denken läßt. Schon sein Aufkommen ist bedingt durch ein Abkommen von allem äußeren Zusammenstehen. Durch diesen Vorgang wird der Mensch in sich selbst verwiesen bis zur Erkenntnis, daß seine Wurzelung in der Verhangenheit liegt. Die Bewegung, die ihn in diese innere Tiefe seines Selbst führt, ist zugleich die Bewegung, die seinem äußeren Leben festen Stand verleiht; denn sie führt zum Offenbarwerden der inneren Kraft, deren Aufleben eben davon abhängig ist, inwieweit der Mensch seine Wurzelung in der Verhangenheit hat, inwieweit er im Nichtwahrnehmbaren verankert ist. So schöpft — geistig oder religiös gesehen — alles Wahrnehmbare seine Kraft und sein Wachstum aus dem Nichtwahrnehmbaren. Es macht zur Hauptbedingung für den religiösen — also auch für den christlichen — Menschen: sich

als ein Selbst, als der Einzelne zu fühlen, der in allem von sich Rechenschaft zu geben hat.

In seiner Endwirkung ist dieses Antisozialste, als das Geistige und Religiöse, allerdings das Sozialste. Es gibt jedem soviel, daß er alles hat, daß er jeden äußeren Anschluß entbehren kann. Da ja, wer das Geistige und Religiöse in Vollendetheit hat, den Anschluß an Gott und damit — geistig gesehen — alles hat. Es ergibt für den Menschen, für den geistigen, für den religiösen Menschen, also auch für den Christen: das Antisozialste ist das Sozialste.

Des großen Kierkegaard Auseinandersetzung mit dem Christentum hat in diesem Punkte dasselbe Ergebnis. O. P. Monrad, ein Biograph Kierkegaards, faßt es in die Worte zusammen: „Die größte Liebestat ist aber die, dem Nächsten zum Selbstwerden zu verhelfen. Dann muß man ihm aber zuerst zum Alleinstehen verhelfen".

Damit ist deutlich genug gesagt, worin das Wohl für den Nächsten, für den Einzelnen wie für die Gesamtheit, christlich gesehen, zu suchen ist. Und zugleich ist, ungesagt, die völlige geistige Wertlosigkeit alles Sozialen dargetan. Das Christliche als das Geistige und Religiöse begreift eben den Menschen so, daß es an ihm gar keine Stelle findet, die dem Sozialen zugänglich wäre. Es erinnert sich immer der Herkunft des Menschen und gedenkt seiner als des Abschlusses der Schöpfung, als deren Vollendung, da das Wort noch bei Gott und Gott noch das Wort war und der Mensch die befolgte Verlautbarung Gottes. So kann es nur danach streben, den Menschen dahin zurückzuführen, zurück zu seinem ursprünglichen Selbst, das in die Verhangenheit hineinreicht, das darum auch der Führung bedarf durch eine Macht, die diese Verhangenheit kennt und beherrscht, und nicht der Führung durch ein Außenstehendes, das diese Verhangenheit gar nicht wahrnimmt. Es besagt: daß der Mensch, je mehr er zu seinem geistigen Selbst kommt, je mehr er religiös oder christlich wird, je mehr er den Anschluß an Gott lebt, umso mehr auch sein Ordnendes von innen her und nicht von außen empfangen muß. Das Leben

eines solchen Menschen müßte demnach der Verwirklichung eines Nichttuns immer näher rücken, müßte die beständige Steigerung eines Tun-Erleidens sein, zuletzt und zuhöchst die Verwirklichung eines Sichverlierens in Hingebung in dem Sinne, daß das von jeher Anordnende den sich hingebenden Menschen völlig erfüllt. Es ergäbe das eigentliche große *amor fati*, als ein Aufgehen in die Stunde aus Hingebung an das Ordnende von jeher, das alle Macht hat über die Stunde: ein *amor fati*, das Nietzsche, der in der Auffassung des Christlichen — und damit auch in der Auffassung des Geistigen und Religiösen — scheiterte, nicht zuende führen und nicht zuende begründen konnte. Denn diesem *amor fati* liegt die völlige Unterwerfung des Menschen Gott gegenüber zugrunde, das existenzielle Erleben des Grundsatzes „G o t t l e n k t", das jedes Eingreifen in die Lenkung, im Sinne einer Zielsetzung von außen her, ausschließt.

*

Das Gesagte soll nicht glauben machen, ich wäre dieses Erlebens bereits habhaft; ich habe es nur soweit in der Vorstellung, um mir von niemandem mehr weismachen zu lassen, daß das Christliche je sozial sein, daß es je den Menschen der Menge zuweisen könne. Was sich als „christlichsozial" ausgibt, ist Hanswursterei, ist faule Kirchenchristlichkeit, die das Christliche, als das Geistige und Religiöse, längst aus sich verloren hat; ist gemeine Politik, die die Massen für sich gewinnen will, um Gunst und Güter dieser Welt nicht zu verlieren. C h r i s t l i c h - s o z i a l: für jeden wahren Christen müßte diese Zusammensetzung widersinnig sein! Heute aber folgen dem Lockruf dieses spekulativen Widersinnes die spekulativen Uebervielen, die im Namen der Christlichkeit in dieser Welt irgendwelchen Profit machen wollen. So ist es nur natürlich, daß das Christlich-Soziale ein besonders anziehendes Betätigungsfeld für den Ehrgeiz politischer Windhunde abgibt.

(Ausnahmen gibt es auch hier. Das sind dann Menschen, die, durch ihre Gläubigkeit fest an die Tradition gekettet, den offiziellen Vertretern dieser Tradition, die den Glauben der Väter zu hüten vorgibt, wie blind gegenüber stehen. Diesen „weißen

Raben" gegenüber, die immerhin auch Betrogene und als solche nicht frei von Mitschuld sind — denn geistig gesehen bedeutet Betrogenwerden immer auch einen Mangel an geistiger Wachsamkeit — darf das Wort Pascals gelten: „Man muß gegen die Ausnahme streng und zurückhaltend sein.")

Hierzulande brachte man es bereits soweit, daß sich dieses Christlich-Soziale als eine „Volkspartei" etablierte. Ja, während das Christliche an sich die Aufgabe hätte, das Volk in Einzelne aufzulösen, um jeden Einzelnen der Selbstbesinnung zuzuführen, führten bei uns die Gewalthaber dieser „christlichen" Partei skrupellos die politische Wahlpflicht ein und zwangen Männer und Weiber — ja sogar die Ordensleute, die der Welt entsagt haben — unter Strafandrohung zur Wahlurne. Galt es doch, Stimmen dafür zu sammeln, daß der offiziellen Kirchenchristenheit in dieser Welt das Heft nicht aus der Hand gewunden werde! Was aber dieser Kirchenchristenheit damit endgültig genommen erscheint, ist das Christliche als das Geistige und Religiöse.

*

Das Soziale hat für seine Entstehung wie für sein Emporkommen, gleich der Zivilisation, die Welt als ein von Menschen Geschaffenes zur Voraussetzung. Erst auf dem Boden dieser Weltlichkeit erhält es sein scheinbares Leben. Seine unmittelbare Vorläuferin ist die Zivilisation, und erst das Versagen dieser gibt dem Sozialen die Bahn frei für die Verwirklichung seiner Ziele. Es ist eine Art zweiter Kraftprobe, die der Welt zum Durchhalten ihrer künstlichen Ordnung verhelfen soll gegenüber jenem verborgen Ordnenden von jeher, auf das der Mensch für seine Menschwerdung wie für sein wahres Wohlergehen auf Erden angewiesen ist und das dieser Welt-Ordnung entgegenwirkt. Das Soziale vermehrt noch dieses äußerlich Ordnende. Aber erst auf dem Wege zum verborgen Ordnenden von jeher ist der Mensch auch auf dem Wege zum Christlichen als dem Geistigen und Religiösen.

Alles, was mit der Zivilisation zusammenhängt, kann demnach nicht das Geringste mit dem Christlichen an sich zu tun haben. Hat doch dieses, als das Geistige und Religiöse, zum Ausgangs-

punkt das Wissen des Menschen um sein Unwissen; jene aber lebt vom Wissen als solchem, von der Einbildung des Wissens, also von Selbsttäuschung und Selbstbetrug. In Errungenschaften der Zivilisation eine Ebnung der Wege zum Christlichen erblicken wollen, hieße ungefähr: besser sehen wollen, wenn einem die Faust vor das Auge gesetzt wird. Wege, die erst die Zivilisation gangbar gemacht hat, sind vielmehr für das wahre Christliche mit der Zeit völlig ungangbar geworden. So ist es denn auch kein Wunder, wenn dieses umso mehr zurückblieb, je mehr jene fortschritt ihrem eigenen Verfall zu. Denn je eigenmächtiger die Zivilisation auftrat, umso haltloser wurde sie und mit ihr der Mensch, den sie immer mehr mit sich fortriß zu ihren nichtigen Zielen.

Das Christliche aber, als das Geistige und Religiöse, legt die Wege des Menschen nach wie vor in ihn selbst hinein, läßt ihn selbst immer mehr Weg werden ohne Zielsetzung und treibt so seine Wurzelung immer tiefer. Dem entgegen drängt die Zivilisation alles im Menschen immer mehr an die Oberfläche und entwurzelt so allmählich seine ganze Existenz als Mensch. Diese Entwurzelung des Menschen ist der eigentliche Ursprung des Sozialen. Das kam vermutlich so:

Man begann, da es allzu augenfällig wurde, einzusehen: Die zivilisierte Menschheit bedarf des Stützens von außen her; innerlich morsch geworden, schien sie danach zu verlangen, zur Sicherung ihres Bestandes die Vielzahl ihrer Träger — die zivilisierten Menschen — zu einer tragfähigen Einheit zusammenzuschweißen, ihre vielfach widerspenstigen und sich befehdenden Tendenzen zu einträchtigem Wirken nach außen zu bändigen. Das war das Ergebnis der Zivilisation. Daß durch dieses elende Machwerk der Menschen des Menschen Wurzelung in der Verhangenheit untergraben und damit auch das von jeher Ordnende im Menschen gewaltsam verschüttet worden war, gestand man sich nicht; vielleicht auch hatte geistige Entartung die Menschennatur schon so sehr getrübt, daß sie den wahren Grund ihres Versagens innerhalb der zivilisierten Welt nicht mehr zu erkennen vermochte. Der Kirchenchrist hatte das Beispiel der Kirche, die längst Welt geworden war, als Wegweiser

vor Augen — sie, die mit dem weltlichen Machwerk der Zivilisation Hand in Hand ging und so an der Bildung einer Welt-Ordnung von außen her mitschuf. Die trotzdem beständig — also auch gleichzeitig — den Anspruch erhebt, die wahre Hüterin des Christlichen Christi auf Erden zu sein, und solcherart auch das Geistige und Religiöse vertritt, dessen Wirksamkeit aber gerade darin besteht, daß es dem Menschen zum einzig von jeher Ordnenden zurück verhilft. Es erhellt das Unmaß religiöser Entartung: Eine Macht, die das Christliche als das einzige wahre Religiöse vertritt und damit die Verpflichtung übernimmt, den Menschen diesem Religiösen zuzuführen, verhilft einem Machwerk zur Macht, das den Menschen vom Religiösen völlig abzieht. Kein Wunder, wenn schließlich auch die Kirche im vermeintlichen Interesse ihrer Gläubigen, ebenso wie die Zivilisation in dem ihrer Anhänger, zum Sozialen ihre Zuflucht nimmt.

Aber die innere Gesetzlichkeit, einzig vom Geiste bewegt, geht unaufhaltsam verborgen ihren Gang. So ist der Betrüger zuletzt immer der Selbstbetrogene. Und weder die Kirche noch die Zivilisation werden im Sozialen dauernd ihre Stütze finden. Ein aufgeschobener Zusammenbruch ist zumeist nur ein umso gründlicherer Zusammenbruch. Und schließlich bedeutet d e r M e n s c h doch ungleich mehr als Kirche und Zivilisation, schon seinem Wesen nach, das ursprünglich ein von Gott als dem Geiste Erschaffenes, also ein von Gott Gewolltes ist, nicht wie die Kirche und Zivilisation, die erst ein von den Menschen in Verkennung des Geistigen und Religiösen Geschaffenes sind. Das Soziale bringt auch mit sich, daß der Mensch immer mehr auf das Gestütztwerden von Seite der Mitmenschen — also von außen her — angewiesen ist, und bedeutet so Wasser auf die Mühle des inneren Verfalls des Menschen. Denn je mehr der Mensch des äußeren Gestütztwerdens bedarf, umso mehr ist er auf dem Wege, die einzige für ihn verläßliche Stütze, den Halt in sich aus seinem Anschluß an das von jeher Anordnende, zu verlieren. Dadurch erhält die Verfallsströmung im Menschen erweiterten Lauf.

*

Das Soziale ist ein Weltliches; daher wird es auch von der verweltlichten Menge, die das Religiöse aus sich verloren hat, begierig aufgenommen. Wenn nun die sogenannte christliche Religion im Bereich ihrer Wirksamkeit, der sogenannten christlichen Welt, den besten Boden abgibt für die Aufnahme des Sozialen, so spricht dieser Umstand dafür, daß ihr das Religiöse mehr als anderen Religionen abhanden gekommen ist. Die Schöpferin dieser christlichen Welt aber ist die Kirche. Es ergibt wiederum: daß der Tätigkeit dieser Kirche der Verlust des Christlichen als des Religiösen zuzuschreiben ist.

Hier setze ich ein mit dem Hinweis auf den Sozialismus unserer Zeit. Er ist zweifellos ein Sprößling der sogenannten zivilisierten christlichen Welt, auf deren Boden, der kein religiöser Nährboden ist, er sich ausbreiten konnte. Er ist in geistiger Hinsicht das Unkraut, das überall dort in die Höhe schießt, wo die geistige Saat aus Mangel an fruchtbarem Erdreich eingeht. Die Verweltlichung des Religiösen durch die Kirche, die Verkirchlichung des Menschen, ist gewissermaßen seine Voraussetzung. Denn sie ist es, die dem Vorhandensein des Geistigen und Religiösen im Menschen das fruchtbare Erdreich entzieht, indem sie den Menschen dazu verleitet, das Kirchliche für das Religiöse anzusehen.

Der Vorgang entfremdet immer wieder redliche Menschen der Kirche, und in der Folge wohl auch der Religion, die von dieser Kirche vertreten wird. Der Glaube solcher Menschen verliert sein gläubiges Element; er enläßt alles, was in Verhangenheit hineinreicht. Man glaubt nur mehr, was man sehen und erkennen kann, und erkennt wohl auch das Raubtier im Menschen, dessen unersättliche Macht und Besitzgier, und die Gefahr für den Menschen, die eine solche Beschaffenheit mit sich bringt. So mag dem Sozialismus eine redliche Einsicht zugrunde liegen, die die Führung des Menschen an sich reißen will, um das Leben sozial zu gestalten. Aber den Menschen der Führung einer solchen Einsicht, der Führung des Intellekts, unterwerfen, bedeutet immer eine Irreführung. Denn der Umstand, daß der Intellekt im Menschen führend wird, hat wiederum zur Voraussetzung, daß der Mensch das Geistige und Religiöse aus sich

verloren hat und damit auch die Führung durch das Ordnende von jeher. Der Mensch ist dann vorsätzlich — und zwar in der Bewertung des Religiösen als des Geistigen durch die Kirche, als die Vertreterin eines falschen Religiösen, des Kirchlichen, irregeführt — bereits Welt geworden. Es ist die redlichste Verweltlichung. Sie sieht im Sozialismus die beste Regelung des Daseins der Menschen. So sind auch heute noch die Anhänger des Sozialismus — die Sozialisten — die redlichsten Kinder der Welt.

Dem entgegen bedeutet die Verkirchlichung des Menschen die schlimmste Verweltlichung. Indem Entartung eigentlich erst dann innerhalb des Geistigen verhängnisvoll zu wirken beginnt, wenn sie als Wohlgeratenheit auftritt. Geistig gesehen ist ein Schlechtes an sich nur eine Abweichung vom Guten, schlecht in seiner Auswirkung wird es erst, wenn es als das Gute auftritt.

Aber „Kinder der Welt" zu werden, ist ein völlig Unzulängliches für die Menschen, weil der Mensch in die Welt nie ganz hineingeht. Das Bestehen dieser Welt bedingt, daß der Mensch auf die Herrschaft des Wahrnehmbaren eingestellt ist. Der Mensch jedoch erkennt, je mehr er Mensch wird, daß die Lenkung dessen, was ist und wird, der Wahrnehmung entzogen ist. So werden Welt und Mensch dem geistigen Betrachter immer mehr zum Gegensatz, je mehr sie sich in ihrem Wesentlichen offenbaren. Das rein Weltliche erweist sich immer mehr als ein völlig Begrenztes, je mehr man es handhabt; das Reine Menschliche hingegen, als das Menschliche von Anfang her, erweist sich immer mehr als ein Unbegrenztes, je mehr man es handhaben will; denn es läßt sich nicht handhaben, weil es aus der Verhangenheit nicht herauszuheben ist.

Ein Erschaffenes ist eben von einem aus der Einsicht der Menschen Geschaffenen nie völlig zu unterjochen. Will man es sich dienstbar machen, muß man sich erst selbst dem Wesentlichen an ihm dienstbar zeigen. Das Wesentliche am Menschen kann nun niemals das sein, was sich handhaben läßt. Es ergibt: wer der Welt dienstbar ist, zeigt sich nicht dienstbeflissen für den Menschen. Das Tun und Streben der Kinder der Welt erweist sich demnach nicht als fördernd für den Menschen. Das

zeigt sich auch im Walten des Sozialismus. Die Errungenschaften seiner Hauptanhängerschaft, der Sozialdemokratie, sind keine Errungenschaften für den Menschen. Sie führen diesen vielmehr auf Abwege, sodaß er früher oder später dasteht wie der Ochs vor dem Berg und umkehren muß. Sie bedeuten für das Wachstum des Menschen immer eine Sackgasse, die ein Weiterkommen ausschließt. Denn wer auf Eroberung dieser allzu begrenzten Welt ausgeht, wer die Weltherrschaft in diesem Sinne anstrebt — und auch der Sozialismus will diese Welt unter seine Herrschaft bringen — bringt sich und jeden Einzelnen immer mehr in Abhängigkeit von der äußeren Gewalt. Und die Welt als Schöpfung, das Erdreich mit der Umfriedung des Unbegrenzten, entzieht sich immer mehr solcher Handhabung durch den Menschen. Schon der „Taoteking" lehrt:

Das Erdreich ordnen wollen mit Gewalt:
es mißlingt, wie die Erfahrung zeigt.
Das Erdreich untersteht einer geistigen Macht,
der man nicht mit Gewalt beikommen kann.
Es ordnen wollen, bringt es in Unordnung,
es festigen wollen, macht es wanken.

Dem Zitierten begegnet das Wort der Bergpredigt: „Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden das Erdreich besitzen". Der Mut, der zum Gewaltbrauchen drängt, soll verdrängt werden durch den Mut, der besänftigt und so erlangt, ohne Gewaltanwendung. Es enthält die Bewegung des geistigen Besitzergreifens. Ein Besitzen, das nur mit Gewalt gehalten wird, ist eben noch kein Besitzen. Nietzsche, auf der Schwelle zum Religiösen stehend, erkennt auch: „Der Besitz besitzt" und verweist damit auf die Benachteiligung des inneren Menschen durch äußeres Besitzen.

Alle Wahrnehmung der Erfahrung spricht auch dafür, daß der Sozialismus auf Wegen wandelt, die den Einzelnen wie die Menge nicht zum Heile führen. Es ist ein Wahn, in der Besitzergreifung der Welt durch den Sozialismus das Heil der Menschheit zu sehen. Für die Menschheit ist nur Heil zu erhoffen, wenn sie sich in Einzelne auflöst, deren jeder beginnt, sich der inneren

Ordnung von jeher zuzuwenden. Alles andere gleicht einer Zwangsjacke, in die die Menschennatur gesteckt wird. Wo bleibt da der Begriff der Freiheit und Unabhängigkeit für den Menschen?

Schon machen sich die Uebelstände des Sozialismus in der Sozialdemokratie geltend. Sie ist gedrängt, Gewalt anzuwenden. Auf der einen Seite dient sie als Deckmantel für die weitere Entfaltung des Kapitalismus. Auf der anderen — der eigentlich ehrlicheren und konsequenteren — entwickelt sie sich zum Kommunismus, der Verwirklichung der Idee der Gleichheit, die eine Unnatur im Dasein ist. Schon treten diese „fortgeschrittensten" Sozialisten als „Spartakisten" auf und wollen das Heil der Menschheit durch Gewaltbrauchen erzwingen. Das Streben zum Ziel, das der Wahn — nicht innere Not — aufgestellt hat, drängt zu Mord und Plünderung. Ein Heil — und wäre es scheinbar auch das höchste — auf solche Weise errungen, müßte ein jeder redliche Mensch, und zwar je mehr er Mensch ist, unbedingt verabscheuen. Und eine Partei der „Unabhängigen" (zu der ich mich sonst gerne zählen möchte), soll auch so geartet sein? Auch sie eine Partei des Gewaltbrauchens, eine Partei, die eine gerechte Ordnung in der Welt mit Gewalt herbeiführen will? Wer jedoch dürfte sich herausnehmen zu sagen, daß in der Welt als Schöpfung, die in eine ewige Verhangenheit hineinreicht, etwas nicht gerecht sei? — Wäre es darum nicht gerechter zu urteilen, daß alle Ansichten und Einsichten im Hinblick auf Qualifizierung des Daseinsgeschehens unzulänglich sind? Jedenfalls läßt sich für den Menschen der Begriff der Unabhängigkeit nicht vereinen mit dem Gedanken an eine gewaltsame Aufstellung einer Weltordnung von außen her. Da doch der Mensch, und zwar je mehr er Mensch ist, die Mahnung des von jeher Ordnenden in sich nicht los wird und zugleich umso unfreier und abhängiger wird, je mehr er sich von dieser Ordnung entfernt. Darum: Wer der Partei der wahren und großen Unabhängigkeit angehören will, muß alle seine Kräfte daran setzen, diese Ordnung von jeher in sich wiederum herzustellen, um durch Aufgehen in sie befreit zu sein von aller Unterwerfung.

*

Der Sozialismus brachte es mit Hilfe des Journalismus — dieses Fluches des Tages — zustande, ein „Weltbürgertum" als ein Höchstes für den Menschen auszurufen. Aber Weltbürgertum als Ziel des sozialen Fortschritts wäre die größte Veräußerlichung des Menschen: die Preisgabe jeder Bodenständigkeit, ein Sichausliefern an die Willkür von Weltbeherrschungsmächten im äußerlichsten Sinne, ein Emporkommen ohne eigene Wurzelung durch Willfährigkeit der Vielen. Der Weg zum Weltbürgertum müßte demnach den Menschen vom Weg zum Menschwerden abbringen; denn der führt nicht zu äußerlicher Verbundenheit, sondern zu möglichster Vereinzelung, zu möglichstem Sichselbstfinden. Es zeigt wieder, daß das Soziale dem Menschen, je mehr er M e n s c h wird, umso ferner rücken muß. Denn das Sichselbstfinden läßt sich soweit führen, daß es zuletzt bedeuten müßte: zu Gott finden, was der Welt und dem Weltbürgertum gewiß am fernsten liegt.

Das Nationale steht solchem Menschwerden, und damit auch dem Christlichen als dem Geistigen und Religiösen, näher als das Soziale. Als eine sich äußernde Bodenständigkeit eines leiblichen Herkommens aus dem Zeitlichen erscheint es in seiner Vertiefung wie ein Hinweis auf die Bodenständigkeit des ursprünglichen Herkommens des Menschen aus dem Ewigen. Mit solchem Hinweis aber betritt das Nationale den Weg zum Geistigen und Religiösen. Es läßt bereits erkennen: daß die Wege, die zur Stärkung des Nationalen führen, n i c h t die Wege sein können, die zur äußeren Weltherrschaft führen. Ja, es ist anzunehmen, daß aller Nationalismus, der als lautgewordene Gesinnungspropaganda für eine äußere Zugehörigkeit auftritt, das Wesentliche des Nationalen als einer Bodenständigkeit bereits eingebüßt hat, wodurch er erst gezwungen ist, sich spekulativ — d. h. politisch— zu betätigen. Denn man bekennt sich zur Bodenständigkeit, ohne daß man sich bekennt. Ein Nationales, das sich gedrängt fühlt, nichts weiter als seine Bodenständigkeit zum Ausdruck zu bringen, schaut darum auch niemals nach Weltherrschaft aus. Es mag erst an Gewaltbrauchen denken, wenn es in seiner Bodenständigkeit bedroht ist. Erst der spekulative, der politische Nationalismus vermißt sich, jenem

Phantom einer Weltherrschaft nachzujagen, das nur durch Gewaltanwendung zu verwirklichen ist. Als Betätigung eines Nationalen, das jeder Bodenständigkeit entbehrt, ist er wurzellos geworden. So verlangt er immer mehr nach äußerer Macht zur Sicherung seines Bestands und seines Ansehens. Er gerät auf die Wege des Sozialismus und übernimmt dessen Streben. Er wertet nicht mehr qualitativ, sondern quantitativ. Er achtet nicht mehr auf die Festigung der Beschaffenheit des Nationalen, sondern strebt einen Machtzuwachs der Nation durch Vermehrung ihrer Kopfzahl an. Er ist ganz Oberfläche geworden, in deren Bereich das Nationale zu einer mehr oder weniger aggressiven Form wird, die sich um den Gehalt betrügt. Ein solcher Nationalismus bietet gleich dem Sozialismus immer mehr Reibungsflächen, die schließlich furchtbare Entzündungen bewirken. So stürzt er die Nationen, die ihm verfallen sind, ins Verderben. Der Weltkrieg und seine Folgen zeugen dafür.

Faßt man das Ergebnis zusammen, zeigt sich Folgendes: Auch am Nationalen, als einer sich äußernden Bodenständigkeit, ist das Soziale Entartung. Denn dieses Nationale erhält seine Stärkung und Festigung durch Stärkung und Festigung seiner Bodenständigkeit. Diese Stärkung und Festigung erfährt es durch einen Vorgang, der es auf den Weg zum Geistigen und Religiösen führt: indem es immer mehr einer Bodenständigkeit zugeführt wird, die — als die Bodenständigkeit eines Herkommens aus dem Ewigen — je mehr sie erreicht wird, umso weniger bedroht werden kann. Wodurch das Nationale wiederum immer weniger genötigt ist, Gewalt anzuwenden, und daher immer mehr der Friedfertigkeit anzugehören vermag, von der gesagt ist, daß sie zur Kindschaft Gottes führt.

Darum gilt auch für den nationalen Menschen: daß er sich stärkt und festigt dadurch, daß er immer mehr Mensch wird. Dazu bedarf er bloß einer Gesinnung, die es ihm ermöglicht, bei sich selber Propaganda zu machen für seine innere Zugehörigkeit. Es brächte ihn auf den Weg zum Geistigen und Religiösen. Seine äußere Zugehörigkeit würde ihm dadurch nicht genommen. Wohl aber gewönne diese Zugehörigkeit und die Nation, der er angehörte, Unschätzbares mit dem Beispiel solcher

Menschen, die sich schließlich auch noch als jene Friedfertigen erweisen müßten, von denen gesagt ist: „sie werden Gottes Söhne heißen". Das Vorhandensein solcher Menschen und das Uebergreifen ihrer Beschaffenheit und deren Einwirkung auf die Haltung eines ganzen Volkes ergäbe ein auserwähltes Volk.

(Hier verweise ich auf das ursprüngliche Judentum, auf die wahrhaft religiösen, auf die den Reinen Menschen nahestehenden, großen Glaubensmenschen des alten Testaments. In ihnen schaue ich dieses Nationale, vertieft zur geistigen Rasseeigentümlichkeit, als die sich äußernde Bodenständigkeit eines Herkommens aus dem Ewigen, die von ihnen überall mitgeführt wird, wohin sie auch kommen. So liefen diese Menschen auch niemals Gefahr, ihr Nationales einzubüßen, weil sie in ihrer Bodenständigkeit durch kein Aeußeres bedroht werden konnten. Die traditionelle Verbundenheit der Juden mit solchem Stammvolke, die ihre äußere Haltung noch immer aufweist, berührt mich durch alle ihre tiefgehende religiöse Entartung hindurch, die sie heute allen sozialen und journalistischen Unternehmungen voranstellt, wie ein Schimmerrest aus der Zeit, da sie die Verwirklichung eines auserwählten Volkes waren.)

*

Wo das Soziale die Herrschaft übernommen hat, ist der Mensch geistig unterbunden. So auch dort, wo die Wissenschaft, wie in neuester Zeit, eine soziale Perspektive gewonnen und sogar „Sozialwissenschaft" hervorgebracht hat. Denn je gründlicher eine Wissenschaft ist, umso mehr führt sie zur Grenze des Wissens, zur Aufdeckung eines nicht endenden Unwissens. Das Soziale aber hat zur Voraussetzung, daß das Heil der Menschen einer menschlichen Anordnung und damit auch der menschlichen Einsicht untersteht. Das bedeutet eine Gefangennahme des Wissens durch die Wissenschaft. Aber welch eine traurige Wissenschaft, die dem besseren Wissen die Bewegungsfreiheit nimmt, bevor sie ihre Arbeit aufnimmt! Die Frucht eines solchen Vorgehens zeigt sich in ihrer ganzen Mißratenheit, wenn diese Wissenschaft das religiöse Gebiet berührt.

Ich erwähne hier den Aufsatz eines Helmuth von Glasenapp „Der Hinduismus als soziales und religiöses Phänomen", von dem bemerkt ist, daß er „die Wiedergabe der öffentlichen Antrittsvorlesung" ist, mit der sich der Verfasser am 13. Mai 1918 an der Universität Bonn habilitiert hat. Schon der Titel verrät die fragwürdige Berechtigung des Autors, sich mit einem religiösen Thema zu befassen. Da doch ein soziales Phänomen niemals ein religiöses ist, sondern ein antireligiöses, wie auch das Religiöse — ich wiederhole es — immer ein Antisoziales ist. Das Soziale ordnet die Menschen von außen her, das Religiöse den Menschen von innen her. Das ist und bleibt eine Grundverschiedenheit. Zudem führt das erste zu einem beständigen Scheitern, das letzte zum einzig möglichen Gelingen. Wie ferne ein Wissenschafter dieser Art dem Begriff des Religiösen steht, zeigt seine Aussprache über die Religion. „In Europa versteht man unter einer ‚Religion' die Summe der metaphysischen Ansichten, welche von einer bestimmten Menschengruppe geteilt werden und deren Gefühlsleben und praktisches Verhalten affizieren. Dem Christentum sowohl wie dem Islam liegt ein bestimmtes, ursprünglich von einer Persönlichkeit ausgehendes Bekenntnis zugrunde, das von allen ihren Mitgliedern als wahr anerkannt, und das in Verbindung mit den mit ihm zusammenhängenden rituellen und ethischen Vorschriften für alle Christen oder Mohammedaner . . . eine gemeinsame geistige Atmosphäre schafft". So lehrt ein angehender Hochschullehrer! Man fühlt: was dem Bekenntnis, der Lehre Christi, das dem Christentum zugrunde liegt, wiederum zugrunde liegt, kann er nicht mehr wahrnehmen. Er spürt daher auch nicht, daß jenes Bekenntnis, lediglich in der Auffassung einer Kenntnis der Lehre „in Verbindung mit den rituellen und ethischen Vorschriften", die mit dem wahren Bekenntnis nicht zusammenhängen, für alle Christen eine Atmosphäre schafft, die als die Atmosphäre der sogenannten christlichen Welt zu der einzig geistigen und religiösen Atmosphäre dessen, was jenem Bekenntnis zugrunde liegt, ein ewiger Gegensatz ist, gleichwie der Weltkrieg dieser christlichen Welt zum großen Seelenfrieden Christi. Daher auch zu verneinen wäre, daß der Islam in seiner

ersichtlich mehr geistigen — schon weil mehr redlichen — Atmosphäre solchem verkommenen Christentum gleichzustellen ist.

Der vorliegende Fall scheint mir wieder zu erweisen: daß gerade jene, die im Erfassen des Religiösen, soweit es ihre eigene Religion betrifft, versagen, sich gerne geneigt finden, fremde Religionen auszukundschaften und als Spezialitäten vorzuführen. Solches Versagen aber tritt immer dann ein, wenn einer das Religiöse aus sich verloren hat. Mit dem Verlust des Religiösen scheint sich sofort ein sozialer Trieb einzustellen und zu entfalten, der den Menschen verführt, in jeder Religion nur mehr irgendein soziales System und in diesem System wiederum die Höchstleistung der Religion zu erblicken.

(Nationen, die eine Weltherrschaft anstreben, scheinen zur Entfaltung dieses Sozialen besonders veranlagt zu sein, wohl weil sie des Glaubens, daß Ordnungschaffen von außen her unbedingt nötig sei, bedürfen, um ihr Gewissen mit ihrem Streben in Einklang zu bringen. Der Drang zur Weltherrschaft in seiner praktischen Betätigung aber gilt als Imperialismus, obwohl gerade er auf das Soziale angewiesen ist aus Mangel an Religiösem. Die neuere Zeit kennzeichnet in Europa Engländer und Deutsche als solche Nationen. Der äußere Umsturz, der heute bei den Deutschen, als den Unterlegenen im Weltkriege, stattgefunden hat, spricht nicht gegen solche Auffassung. Er macht vielmehr völlig ersichtlich, daß Imperialismus und Sozialismus als rein weltliche Herrschaftsbegriffe n i c h t Gegensätze sind; der eine wie der andere erlangt seinen Glauben an die Notwendigkeit zum Ordnungschaffen von außen her erst durch die gründliche Abkehr vom Glauben an ein von jeher Ordnendes, das ist: durch den Verlust des Religiösen. Auffällig ist auch, daß bei den Engländern und Deutschen, als den weltlich ehrgeizigsten Nationen, das Christentum den offiziellsten Charakter angenommen hat und als Kirchentum zur größten Verweltlichung gelangt ist. Den Engländern mag der beständige Umgang mit dem Meere, als mit der großen unoffiziellen Natur, wie eine Gegenströmung zu solcher Verweltlichung sein. Die Deutschen des Kontinents finden solchen Schutz nicht so leicht. Und nichts als weltliche Höchstleistungen schützen nicht vor Zusammen-

bruch. Dieser hat bei den Deutschen zur Folge gehabt, daß der Imperialismus vom Sozialismus verdrängt wurde, aber das besagt nicht, daß damit auch schon ein innerer Wandel bei den Deutschen als Nation stattgefunden hat. Ein Volk vermöchte auch nie — sozusagen von einem Tag auf den anderen — das Imperialistische in sich in ein Sozialistisches zu verwandeln, wenn beide Begriffe Gegensätze wären. Aber man kann als Gesamtheit eine Form des äußeren Auftretens, in der öffentlich schwer gesündigt wurde, sofort durch eine andere ersetzen, von der man sich Besseres verspricht. So wurde vorläufig aus dem besiegten imperialistischen Deutschland ein sozialistisches Deutschland. Und der Sozialismus bei den siegreichen Nationen beugt sich dem imperialistischen Machtgebot der Sieger. Beides tut kund: wie wenig das Soziale bedeutet, da es in der Form des Auftretens völlig unterzubringen ist. Ein religiöser Mensch hingegen wird weder als Sieger imperialistisch noch als Unterlegener sozial. Er weiß, nach wie vor, Sieger und Besiegte in der Hand eines von jeher Ordnenden, das durch kein Ordnungschaffen von außen her zu beeinträchtigen ist.

Diese Abschweifung mag noch mehr ersichtlich machen, daß dem Aufkommen des Sozialen der Verlust des Religiösen vorhergehen muß. Und wie im staatlichen Leben der Völker ist es auch innerhalb der wissenschaftlichen Forschung. Auch hier tritt das Soziale in den Vordergrund, wenn das wahre Wissen seine Wegrichtung verliert, wenn sich die Wissenschaft in der Anhäufung äußerlichen Wissens erschöpft anstatt sich ihrer Unwissenheit im letzten Grunde bewußt zu werden. Auch hier sind es vorwiegend Engländer und Deutsche, die mit Vorliebe fremde Religionen zum Spekulationsobjekt ihres Forschungsdranges machen und, da sie das Soziale als Lebensinstinkt in sich tragen, nun mehr oder minder gönnerhaft in jeder jeweils in Betracht gezogenen Religion ein interessantes soziales System zutage fördern. Daß dem wahrhaft religiösen Menschen das Fremde in einer Religion das Belanglose, und das Wesentliche an ihr ein bereits Vertrautes ist, bleibt solchen Forschern immer ein Fremdes. Die Art, wie sie eine fremde Religion erfassen, hat

das völlige Scheitern vor dem Begriff des Religiösen zur Voraussetzung.

Auch der genannte Aufsatz über den „Hinduismus" weist dieses Scheitern als Grundzug auf. So findet sein Verfasser: „Christ oder Mohammedaner kann jeder werden, der die Glaubenssätze dieser Religionen anerkennt und sich ihnen durch Erfüllung bestimmter Zeremonien anschließt . . . Hindu kann man nur dadurch werden, daß man in eine unbestritten als Teil des Hindutums geltende Kaste aufgenommen und dadurch zu einem Glied des sozialen Systems wird". Nun existiert eine Auffassung Kierkegaards, die sich das Christwerden doch anders vorstellt. Kierkegaard sagt: „Daß nicht jedermann ein Genie ist, wird wohl jeder gerne einräumen. Daß aber ein Christ noch viel seltener ist als ein Genie — das hat man, spitzbübisch, ganz in Vergessenheit gebracht. Der Unterschied zwischen einem Genie und einem Christen liegt darin, daß das Genie das Außerordentliche auf dem Gebiete der natürlichen Begabung ist, wozu niemand sich machen kann, der Christ aber das Außerordentliche (oder genauer gesagt: das Ordentliche, das nur außerordentlich selten ist) auf dem Gebiete der Freiheit, was jeder von uns sein sollte . . . Und trotzdem ist ein Christ seltener als ein Genie".

Zweifellos sagt hier jeder von beiden, was er wahrnimmt. Der Unterschied ist nur der: daß der wahrhaft religiöse Kierkegaard religiös sieht, während das Sehen des verweltlichten Hochschuldozenten nur bis zur Erkenntnis des Zeremoniellen und Sozialen reicht. Außer Frage dabei ist: daß, wer wie dieser Dozent veranlagt ist, sich übernimmt, wenn er von einem „religiösen Phänomen" spricht. Zumal dann, wenn von einem Volk die Rede ist, das von Alters her als tief religiös bekannt ist. Schon die Tonart des Aufsatzes mit ihrem vermeintlichen Ueber-der-Sache-Stehen ist völlig unangebracht von Seite eines Menschen, der wie der Verfasser an den Kern der Sache gar nicht heranreicht. Beschaulichkeit liegt auf dem Wege zum Religiösen. Wie verfehlt daher zu sagen: „Von leblosen, unbeweglichen Naturdingen verehrt man merkwürdig geformte Steine und Aehnliches als Behälter einer übernatürlichen Macht . . . Die Verehrung der-

artiger Fetische ist unter der wenig zivilisierten, primitiven Landbevölkerung sehr verbreitet. Sie findet ihre Fortsetzung auch noch auf den höheren Stufen. Hier werden dann die seltsamen Naturprodukte als materialisierte Offenbarungsformen eines Gottes betrachtet oder als an sich irrelevante Dinge, die jedoch dadurch eine religiöse Bedeutung gewinnen, daß der Verehrer einer Gottheit sie bei seinen Kontemplationen dazu benutzt, seine Aufmerksamkeit auf sie zu konzentrieren."

Solche Wahrnehmung dürfte in einem noch einigermaßen religiös empfindenden Europäer den Ausdruck Fetischverehrung nicht aufkommen lassen. Denn ein derartiges Verhalten der Menschen zu Produkten der Schöpfung bekundet immer noch ungleich mehr Sinn für das Religiöse als das Gebahren unserer sehr zivilisierten europäischen Völker, die sich in Verehrung der Zivilisation, des schamlosesten Produktes menschlicher Machtgier und Gemeinheit — man vergesse nicht den Weltkrieg als Ausfluß dieser Zivilisation und die Sieger von heute als deren Schutzherrn! — nicht genug tun können und so dem verwerflichsten Fetischdienst fröhnen. Solcher Tatsache zugrunde liegt freilich wiederum unser Welt-Christentum als ein Unmaß religiöser Verkommenheit.

Meiner Auffassung des Religiösen, als des Geistigen von jeher, entspricht es zu folgern: daß Völker dieses Geistige und Religiöse umso so reiner in ihrem Verhalten aufweisen müssen, je religiöser sie sind. Ein zur Beschaulichkeit geneigtes Volk wie die Hindu im Vergleich zu den sogenannten zivilisierten Völkern für ein sehr religiöses Volk zu halten, dazu bedarf es heute keines besonderen Scharfsinnes mehr; indem jedermann, der redlich genug ist, sehen kann, wie diese zivilisierten Völker an einem dem Religiösen entgegengesetzten Ende: beim Triumph der Technik, angelangt sind.

Je mehr ich aber die Hindu als sehr religiös ansehen muß, umso weniger will mir ihr Kastenwesen gefallen, das sich in Aussprüchen von unmenschlicher Härte im Manu-Gesetzbuch spiegelt. Es verordnet beispielsweise jede Hilfeverweigerung an gebärende Frauen der untersten Klassen von Seite der höheren. Und das aus Gründen der Züchtung. Ich sehe hier versucht,

einer ursprünglichen und immer wiederkehrenden, von der Natur und dem Geiste ins Leben gesetzten Ungleichheit auf völlig veräußerlichte und deshalb rohe Weise Dauer zu geben. Anders ausgedrückt: Eine Festhaltung durch Menschen-Mache eines ursprünglichen Vorbildes in der Natur, die das Geistige wie das Körperliche in Mannigfaltigkeit und somit in Ungleichheit hervorbringt und das Hervorgebrachte auch Betätigungen aufnehmen läßt, die diese Ungleichheit zum Ausdruck bringen. Diese Ungleichheit gewaltsam festzuhalten und abzugrenzen, ist ein umso aussichtsloseres Beginnen, je mehr es von außen zur Absicht wird, weil dadurch das Geschaffene, als ein künstlich Gezüchtetes, sich immer weniger mit dem naturgegebenen Zustand deckt, zu dessen Schutz es aufgeboten wurde. Das müßte allmählich auch zum Versagen im Ergebnis führen.

Zu meiner Freude findet diese meine Anschauung im erörterten Aufsatz ein überraschendes Entgegenkommen, und zwar von einer Seite, die mir viel maßgebender sein muß als das Gutachten sämtlicher Forscher, die unsere Zivilisation hervorbringt. Die betreffende Stelle lautet:

„Der Arya Samâj, ‚die Gemeinde der Arier', wurde im Jahre 1875 von Svâmi Dayânanda gegründet. Er sucht die religiöse Einheit ... zu erreichen ... und fordert die Rückkehr zur alten reinen Urreligion der Vorfahren. Mit Hilfe einer, nach europäischen Begriffen freilich unhaltbaren Veda-Interpretation sucht er diesen alten Glauben zu ermitteln und stellt ihn als die ewige, im Laufe der Zeit verloren gegangene Wahrheit auf. Dadurch, daß der Arya Samâj die Vielgötterei, den Bilderdienst, das Kastenwesen als Verfälschungen der Urreligion auffaßt und moderne Ideen in den Veda hineinträgt, wird er zu einer fortschrittlichen religiösen und sozialen Bewegung, die durch den rücksichtslosen Umsturz historisch gewordener Anschauungen eine neue, höhere Form der Religion zu lehren sucht."

Die Auffassung des deutschen Erklärers ist nun freilich, religiös genommen, völlig unhaltbar. Mir genügt aber zu wissen, daß von einem Hindu, einem Eingeborenen, der das überlieferte Religiöse nicht nach europäischen Begriffen interpretiert hat, d a s K a s t e n w e s e n g l e i c h w i e d i e V i e l g ö t t e r e i

als Fälschung des ursprünglichen Religiösen erkannt worden ist. Was mir Zweifel an der wahren Religiosität der alten Inder auferlegte, ist damit beseitigt. Ich sehe nun ein Menschentum vor mir, das einer Volksgemeinde eines anderen Erdteils vorbildlich geworden und, indem es sich zum Religiösen findet, auf dem Wege ist, zum ursprünglichen Herkommen und dessen Ordnung zurückzufinden, so daß es wiederum bezeugen hilft: daß die Vollendung im Anfang war. Es bedingt eine ausgesprochen rückschrittliche und antisoziale Bewegung, die jeden einzelnen Menschen in sein Inneres verweist und ihn von der Menge abzieht, und die eine höhere Form der Religion nur in dem Sinne lehrt, daß sie jede Religion mehr oder weniger als eine Entartung des Religiösen dartut.

Für die Benennung „Arya Samâj" setzt der deutsche Erklärer „die Gemeinde der Arier". Ich glaube hier warnen zu sollen, den Begriff „Arier" im Sinne unseres landläufigen Rassenbegriffes aufzufassen, wie er sich in dem höchst bedenklichen Leitmotiv untergebracht hat: „Nur was arisch ist, ist gut". Ich glaube, daß hier unter „Arier" die Vorfahren zu verstehen sind, so daß es sich hier um eine Gemeinde nach dem Vorbild der reinen Vorfahren handelt, um eine Gemeinde nach dem Vorbild der vorzeitlichen reinen Menschen, gleichwie sich fernöstliche Völker die „Reinen Menschen der Vorzeit" zum Vorbild nahmen. Denn der Begriff des Religiösen kennt ursprünglich überhaupt keinen derartigen Rassenbegriff, der erst viel später und auch mehr an der Oberfläche der Wertung der Dinge einsetzt, wo die Scheidung bereits um sich gegriffen hat. Dem entsprechend zeigt sich auch, daß den Verfechtern des Rassestandpunkts gewöhnlich jede Fähigkeit mangelt, im Religiösen entscheidend mitreden zu können.

(Diesen Mangel finde ich unter anderen bei H. St. Chamberlain, der Christus „Arier" sein läßt und „Worte Christi" herausgab, obwohl er zeitlebens verehrend zum zweiten Wilhelm stand, dessen Reden zu den Worten Christi der denkbar größte Gegensatz waren. Chamberlains Schrift „Rasse und Nation" bekundet auch, wie ahnungslos er dem Religiösen gegenübersteht, da er behauptet, daß es zwar eine jüdische „Rasse", aber keine

jüdische „Religion" — nach unserer Auffassung der Bedeutung dieses Wortes — gebe noch je gegeben habe, und den Moses Mendelssohn für seine Behauptung mit dem Satze zeugen läßt: „Das Judentum ist nicht geoffenbarte Religion, sondern geoffenbarte Gesetzgebung". Ein Ausspruch, der dem Erfassen des Religiösen immerhin näher kommt als jene Vorstellung von Religion in unserem christlichen Sinn, die in H. St. Chamberlain umgeht. Indem eine Gesetzgebung im Sinne des alten Testaments, als Richtmaß für die Erreichung des Anschlusses an eine Ordnung von jeher, weit mehr einer Offenbarung gleichkommt als eine Religion, die wie unsere sogenannte christliche erst dadurch immer mehr zu „Religion" wurde, daß sie das Religiöse aus sich verlor. Womit dargetan ist, daß für den religiösen Charakter eines Volkes der Umstand zeugt, daß es sein Religiöses zu keiner Religion geformt hat. Bei einem solchen Volke spricht nun der Begriff „Rasse", als Vertiefung des Nationalen, für das Vorhandensein des Religiösen und nicht dagegen, weil an solchem Volke dieser Begriff erst durch das Religiöse Gestalt annimmt. Indem er, wie schon erwähnt, das Aufkommen der Bodenständigkeit im Sinne einer ursprünglichen Herkunft aus dem Ewigen bedeutet, das die Friedfertigkeit auslöst, und das mit seiner Rückwirkung auf die ganze Lebensführung, die auch als äußere Absonderung hervortreten muß, dem Volke, in dem es zur Geltung gelangt ist, das Merkmal der Auserwähltheit aufdrücken mag. Es ist völlig falsch, den religiösen Begriff dieser Auserwähltheit mit dem Glauben an einen „rechtmäßigen Anspruch auf ungeteilte Weltherrschaft" zusammenzureimen, wie es H. St. Chamberlain tut. Ein auserwähltes Volk ist vielmehr der Gegensatz zu einem jeden Volk, das äußere Weltherrschaft anstrebt. Denn, nochmals gesagt: es zählt sich zu den Friedfertigen, die Gottes Söhne heißen und als solche freilich erbberechtigt für das Erdreich als Gottesschöpfung sind. Das alte Testament gibt in der Vorführung seiner frühen Menschen immer noch genug Zeugnis hiefür. Und ich denke: man muß, um über das Religiöse im Judentum zu urteilen, möglichst beim Vorbilde einsetzen und nicht erst bei dessen gründlicher Entartungsform: dem Aller-

weltsjuden von heute, der jederzeit auch Kirchenchrist wird, wenn es sein weltlicher Vorteil verlangt.)

Meine Auffassung des Religiösen bringt mich freilich auch entscheidend zu Nietzsche in Widerspruch. Aber Nietzsche hat vieles nicht zu Ende geführt; er hat sich in seinen Themen vorzeitig zersplittert. Eine außerordentliche Begabung enthält auch eine außerordentliche Gefahr. Vielleicht wollte Nietzsche, dieser Gefahr nicht achtend, mit seiner Begabung wie mit einer geistigen Feuerladung die ganze räumliche Welt bestreichen, anstatt geschlossen durch den zeitlichen Raum zu dringen. Seine vielseitige Auffassung des Religiösen kommt zu keiner eigentlichen Geschlossenheit. Seine Einteilung der Religionen in arische und semitische und die Kennzeichnung des Wesentlichen an diesen Religionen erscheint mir als ein Unwesentliches für das Eindringen in den Begriff des Religiösen. Auch höre ich auf keine „Ja-sagende" oder „Nein-sagende" Religion, weil eine Religion für mich noch nicht das maßgebende Wort hat im Religiösen. Das Religiöse aber und damit auch das Geistige ist für mich ein ewig Ja-sagendes. Wie sollte es auch anders sein: als ein Aufgehen in eine Ordnung von jeher, als ein Anschluß an eine ewige Gesetzlichkeit, als eine möglichste Befolgung der Verlautbarung Gottes, der die Schöpfung, als sein Werk, doch noch am besten zu lenken verstehen muß!

*

Meine Gleichstellung des Christlichen mit dem Religiösen von jeher bringt mit sich, daß alles, was von diesem Religiösen gesagt ist, auch für das Christliche gelten muß. Sodaß, wer das Christliche anstrebt, das Ordnende für sein Dasein nicht mehr aufstellt, sondern es zu empfangen bereit ist, indem er zu dem von jeher Ordnenden zurückstrebt. In der Bergpredigt kommt diese Forderung auch klar zum Ausdruck, und zwar in einer Weise, wie sie unsereiner zu stellen gar nie wagen dürfte, aus Mangel an Vermögen sie zu erfüllen. Christus sagt: „Sehet die Vögel des Himmels an: sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in Scheunen; und der himmlische Vater ernährt sie doch. Seid ihr denn nicht viel mehr als sie? Wer ist unter euch,

der seiner Länge eine Elle zusetzen könnte, ob er gleich darum sorget? Und warum sorget ihr für die Kleidung? Schauet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen; sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht. Und doch sage ich euch: selbst Salomo in aller seiner Herrlichkeit war nicht so gekleidet, wie eine von ihnen . . . Darum sollt ihr nicht sorgen und sagen: Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden? Euer himmlischer Vater weiß, daß ihr deß alles bedürft . . . Darum sorget nicht für den anderen Morgen; denn der morgige Tag wird für das Seine sorgen. Es ist genug, daß ein jeder Tag seine eigene Plage habe".

Wie kann die Betätigung einer derartigen Lehre zum Sozialen führen, dem das Aufkommen erst dadurch ermöglicht wird, daß es das Ordnen von außen her aufnimmt? Da nun aber das von jeher Ordnende immerwährend lebendig ist, müßte dort, wo das Christliche gelebt wird, auch dieses vorhandene Ordnende gelebt werden, und dieses Ordnende leben müßte ein Ordnung-Empfangen sein. Wenn nun ein Soziales als Anordnendes von außen her hinzutritt, würde es als solches Anordnendes gar nicht wahrzunehmen sein, ähnlich einem Kerzenlicht, das in die Sonne gestellt wird.

Am vorhandenen Christentum aber wird das Soziale wahrgenommen, und w i e es wahrgenommen wird! Schon liegt die tatsächliche Betonung auf dem Sozialen in der Zusammenstellung „christlich-sozial". Das Soziale führt, ordnet an, tut, was es tun kann, und ist auch fortschrittlich. Und das Christliche hängt sich in das Soziale ein und geht mit, wohl weil die Vielen dabei sind und es sich Gewinn davon verspricht. Wie muß d i e s e s C h r i s t l i c h e sein Licht verloren haben, da das Soziale an ihm so zu leuchten beginnt!

Ohne das Wirken der offiziellen Kirche ist eine solche Wirkung undenkbar. Denn das Christliche als das Religiöse bleibt immer das Christliche als das Religiöse und ist unvereinbar mit dem Sozialen. Doch die Kirche i s t nicht, wenn sie nicht o f f i z i e l l ist. Und erst der Umstand, daß sie ein Weltliches ist, macht, daß sie offiziell ist. Und da heute auch das Soziale offiziell ist, muß auch die Kirche sozial sein. So macht die Kirche allen

Wandel dieser Welt mit, weil sie eben von dieser Welt ist, in der die Pforten der Hölle wohl nichts mehr zu überwältigen finden.

Darum verlangt die Rückkehr zum Christlichen als dem Religiösen, daß man sich fern halte vom Wirkungsfelde der offiziellen Vertreter der Kirche. Diese Vertreter bilden die offizielle Geistlichkeit mit allen ihren Würden und geistlichen Rangstufen, die bezeichnender Weise in dieser Welt volle Anerkennung finden und besonderes Ansehen genießen. Aber auch die Kirche als Bau, als Symbol, mit ihrem aufstrebenden Turm, der wie alles in Festigkeit Aufragende von seiner Verankerung in der Tiefe, von seiner Wurzelung im Ewigen Zeugnis geben soll, ist ein Trugbild geworden und reif für den Zusammenbruch. In jedem hochragenden Baum fände wohl auch der Christ ein besseres Symbol für seinen Glauben.

Doch noch tönen die Glocken, die Stimmen der Tiefe, die von einem Leben berichten, das aus der Dunkelheit ins Licht verlangt und doch auch im Lichte dieses Dunkel nie ganz los werden kann, weil das Licht in ein Grenzenloses mündet. Aber sogar diese Glocken, die mystischen Rufer in der großen Weltwüste, hat unsere christliche Welt der Welt, die sich christlich nennt, ausgeliefert. Denn diese „christliche" Welt bedurfte ihrer im Kriege zur Herstellung von mörderischen Geschützen. Und vielleicht keiner der übervielen Welt- und Feld-Geistlichen hat den zertrümmerten Glockenstimmen nachgeweint.

Darum denke ich, von dem Aufgehen des Christlichen, als des Geistigen und Religiösen von jeher, noch einmal Frieden erwartend für die Menschen: o hätte man doch diese ganze weltliche Geistlichkeit außer Land gegeben anstatt der Glocken!

*

Es ist Pfingsten, der Juniabend weich und sommerhell. Feierliches Aveläuten von der Stadt herauf. Der tiefe Glockenton summt durch das sonnige Tal, gibt mystische Kunde und verhallt. Mein Aufhorchen läßt mich einer großen Stille geöffnet bleiben, die mich die täglichen Mühen und Plagen vergessen macht und Friede um mich ausstreut und Freude am Ausruhen.

Schwaz, im Mai und anfangs Juni 1919.

ANMERKUNGEN

Zu den Tagebüchern Kierkegaards (1813—1855) wird die Bemerkung nachgetragen, daß die in diesem und den beiden letzten Heften mitgeteilten Auswahlstücke Aufzeichnungen des Ein-, bzw. Zweiundzwanzigjährigen sind.

*

Aus Anlaß des zehnjährigen Bestehens des „Brenner" (1. Juni) fand am Donnerstag, den 29. April, im Musikvereinssaal zu Innsbruck ein Vorleseabend des Herausgebers mit folgendem Programm statt: I. Theodor Haecker: Versailles; Georg Trakl: Helian. — II. Der Sonnengesang des hl. Franziskus (in freier Uebertragung des Franz Brentano); Anton Santer: Das Bergland; Ludwig Ficker: Rückblick und Ausblick (Vorwort zum Wiederbeginn nach dem Krieg). — Ein Bericht über die Veranstaltung erschien im Innsbrucker „Abendblatt" vom 3. Mai.

*

Mit diesem Heft schließt der erste Halbband der sechsten Folge. Neu sich meldende Abnehmer sind gebeten, von der auf der zweiten Umschlagseite vermerkten Neuregelung der Bezugsbedingungen für Oesterreich freundlichst Kenntnis nehmen zu wollen.

VERLAG RICHARD LÁNYI
WIEN I., KÄRNTNERSTRASSE 44

Soeben ist erschienen:

KARL KRAUS
UND SEIN WERK

von

LEOPOLD LIEGLER

27 Bogen Großoktav auf holzfreiem Antiquedruckpapier mit 5 Bildbeilagen, einer faksimilierten Schriftprobe und etlichen Figuren im Text.

INHALT. Kapitel I. Die Voraussetzungen.
II. Die Persönlichkeit.
III. Das Werk.
IV. Die Sprache.
V. Die Wirkung.

Dieses Buch versucht die überragende Erscheinung des Menschen und Künstlers Karl Kraus in ihren Voraussetzungen und in ihrer Entwicklung darzustellen und den Punkt zu gewinnen, von dem aus sich die erfüllte Einheit von Persönlichkeit und Werk erschließt. Die natürliche Mitte haltend zwischen wissenschaftlicher Strenge und essayistischer Freizügigkeit, zeichnet der Autor Strich um Strich das Bildnis jenes unerbittlichen Belastungszeugen unserer Zeit, dessen Wirken aus ihrer Geistesgeschichte trotz aller Mißverständnisse und Gegnerschaften nicht mehr wegzudenken ist.

Preis M 40.— (K 72.—). In Pappband M 60.— (K 120.—).
In vornehmem Halblederband (Handeinband) M 100.— (K 200.—)

Durch jede gute Buchhandlung zu beziehen oder direkt vom
VERLAG RICHARD LÁNYI
WIEN I., KÄRNTNERSTRASSE 44

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

CARL DALLAGO: PHILISTER. Essay. Preis geheftet K 2.40 (Mk. 1.40)

CARL DALLAGO: OTTO WEININGER UND SEIN WERK. Studie. Preis geh. K 3.— (Mk. 2.—)

CARL DALLAGO: ÜBER EINE SCHRIFT „SÖREN KIERKEGAARD UND DIE PHILOSOPHIE DER INNERLICHKEIT". Preis geh. K 3.60 (Mk. 3.—)

CARL DALLAGO: DIE BÖSE SIEBEN. Essays. (Der Philister gegen Nietzsche / Siderische Geburt / Die Seele des fernen Ostens / Verfall / Laotse und ich / Wie wir leben / Menschendämmerung / Nachwort)
Preis geh. K 10.80 (Mk. 6.—)

SÖREN KIERKEGAARD: DER PFAHL IM FLEISCH. Übersetzung und Vorwort von *Theodor Haecker.*
Preis geh. K 3.60 (Mk. 3.—)

SÖREN KIERKEGAARD: KRITIK DER GEGENWART. Übersetzung und Nachwort von *Theodor Haecker.*
Preis geh. K 4.50 (Mk. 3.75)

RUNDFRAGE ÜBER KARL KRAUS. Mit Beiträgen von Else Lasker-Schüler, Richard Dehmel, Frank Wedekind, Thomas Mann, Peter Altenberg, Georg Trakl, Adolf Loos, Otto Stoessl, S. Friedländer, Peter Baum, Carl Dallago, Arnold Schönberg, L. E. Tesar, Walter Otto, Karl Borr. Heinrich, Karl Hauer, Robert Scheu, Albert Ehrenstein, J. Lanz-Liebenfels, Hermann Wagner, Hermann Broch, Thaddäus Rittner, Alfred Mombert, Richard Schaukal, Marcel Ray, Willy Haas, Otto Rommel, Franz Werfel, Oskar Kokoschka, Stefan Zweig und dem Herausgeber Ludwig Ficker.
Preis geh. K 3.— (Mk. 2.—)

STUDIEN ÜBER KARL KRAUS. *Carl Dallago:* Karl Kraus, der Mensch / *Ludwig Ficker:* Notiz über eine Vorlesung von Karl Kraus / *Karl Borr. Heinrich:* Karl Kraus als Erzieher. Mit einer Zeichnung von *Max Esterle.* *(Vergriffen.)*

BRENNER-JAHRBUCH 1915. Als fünfter Jahrgang des „Brenner" herausgegeben von *Ludwig Ficker.* *(Vergriffen.)*